Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 51 (1955)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Paul Geiger† und *Richard Weiss* in Zusammenarbeit mit *Walter Escher* und *Elsbeth Liebl*, Atlas der schweizerischen Volkskunde. Atlas de Folklore suisse. Zweiter Teil, 3. Lieferung. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1955.

Die sechste der bis jetzt erschienenen Lieferungen des Atlaswerkes trägt auf dem Titelblatt neu die Namen von Walter Escher und Elsbeth Liebl. Als sachkundige Helfer bewährt, sind sie als Bearbeiter der neuesten Lieferung zu Mitherausgebern geworden.

Mit der Behandlung der Festbräuche an Himmelfahrt und Pfingsten ist der Kreis der Jahresfeste geschlossen und also eine erste Wegmarke erreicht. Ein Blick über diesen Zyklus weckt das Gefühl des Stolzes auf die so oft berufene und hier wirklich in die Augen springende eidgenössische Mannigfaltigkeit. Die folgenden 15 Blätter sind von ganz besonderem Gewicht. Paul Geiger hat einst nachdrücklich auf die Bedeutung der Brauchelemente für das Brauchtum selber und dann auch für die Forschung hingewiesen; er hat auch gezeigt, mit wie wenigen solcher Bausteine das Volk auskommt, um durch immer neue Abwandlungen eine Fülle von Bräuchen zu schaffen[1]. Die Karten, die einige der wichtigsten Brauchelemente behandeln, nämlich Feuer und Licht, Heischen, Lärm und Masken, bestätigen aufs schönste dieses Bild der volkstümlichen geistigen Ökonomie, die unversehens zum Quell überströmenden Reichtums wird. Die Bearbeiter sahen sich vor wissenschaftlich und technisch besonders heikle Fragen gestellt; sie haben sie vorzüglich bewältigt und sind zu dieser aussergewöhnlichen Leistung zu beglückwünschen. Ihre systematische Darstellung ist mehr als Herausgeberarbeit und zeugt für ihre Gabe der Zusammenschau.

In der vorliegenden Lieferung sind mehrfach volkskundliche Tatsachen behandelt, die vor allem oder einzig in den Grenzgebieten unseres Landes in Erscheinung treten; wir erwähnen nur die Fête du Feuillu in der Umgebung Genfs, die Feuerwehrübungen an Auffahrt in Teilen der Westschweiz, den Bannumgang im Baselland. Nur selten ist es möglich, zum Vergleich ausländische Karten beizuziehen, wie etwa den Atlas der deutschen Volkskunde für das Scheibenschlagen (vgl. Kommentar ASV S. 220). – Deshalb regt sich der Wunsch, es möchte einmal die Verbreitung des volkstümlichen Kulturgutes auch über unsere Grenzpfähle hinaus verfolgt werden können, und zwar an Hand ebenso guter Karten wie der unseres Atlasses. Ob er wohl in Erfüllung geht?

Eduard Strübin

Jean Séguy, Atlas linguistique et ethnographique de la Gascogne. Toulouse, Institut d'Etudes méridionales. – Nicht nur für die Sprachwissenschaft, auch für die Volkskunde sind die Sprachatlanten ein vorzügliches Auskunftsmittel. Ein halbes Jahrhundert ist seit dem Erscheinen von Gilliérons «Atlas linguistique de la France» verflossen; seither hat sich in Sprache und Leben manches geändert. Darum, und um Wesen und Leben der Mundart noch genauer zu erfassen, will man in Frankreich eine ganze Reihe regionaler Sprachatlanten schaffen. Derjenige über das Lyonnais ist bereits erschienen. Der Sprachatlas der Gascogne (Südfrankreich, westlicher Teil) wird in vier Teilen etwa 900 Karten enthalten. Als Vorbild diente ihm, wie es im Vorwort bezeugt ist, Jaberg und Juds Sprachatlas Italiens und der Südschweiz. Von Séguys Atlas ist vor einiger Zeit der erste Teil erschienen; auch er breitet in den Karten und den dazugehörigen Legenden ein überreiches Material aus. Einige Karten sind dem «folklore» gewidmet: den Spielen (z.B. dem Kreisel), den Festlichkeiten (z.B. Weihnachten,

[1] Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch, Berlin und Leipzig 1936, 53ff.

Kirchweihfest, Johannisfeuer), den Musik- und Lärminstrumenten (Pfeife, Schnarre usw.), von denen einige nur mehr selten gebrauchte bildlich dargestellt sind. Daneben enthält dieser erste Teil Bezeichnungen für gewisse Holzarbeiter und ihre Werkzeuge (Holzhauer; Säge, Beil, auch diese illustriert). Die meisten Karten verzeichnen die Namen von wichtigen Pflanzen und Tieren, ohne dabei dei Fanggeräte für Mäuse, Vögel usw. zu vergessen. In späteren Teilen werden, wie Prospekt und Probekarten beweisen, Arbeiten und Werkzeuge des Landmannes berücksichtigt, z.B. die (wie in Italien) noch in vielen primitiven Formen vorhandenen, vom Dorfschreiner verfertigten räderlosen hölzernen Pflüge (*araires*), bei denen bloss die Pflugschar aus Eisen ist. Auch die in der ländlichen Schmiede hergestellten eisernen *araires* sind noch sehr vielgestaltig. So regt dieser Atlas in sprachlicher und sachlicher Beziehung zu allerlei Vergleichungen mit unseren eigenen vergangenen und gegenwärtigen Bräuchen und Gebrauchsgegenständen an. Darum möchten diese Zeilen nachdrücklich auf Séguys Atlas hinweisen. G. Wissler

Festschrift für Will-Erich Peuckert zum 60. Geburtstag, dargebracht von Freunden und Schülern, herausgegeben von Helmut Dölker. Erich Schmidt Verlag, Berlin-Bielefeld-München 1955. XII, 164 S. DM 19,80.

Freunde und Schüler Will-Erich Peuckerts haben sich zusammengetan, um den gelehrten und verdienten Volkskundler und Germanisten in einer Festschrift zu ehren. Gerhart Pohl eröffnet die Reihe der Beiträge mit einem persönlich geformten Erinnerungsbild des Jubilars. Manche der nun folgenden Aufsätze sind aus dem weiten von Peuckert angeregten und betreuten Forschungsbereich heraus entstanden, so etwa der Aufsatz von Bruno Schier «Landes- und volkskundliche Erinnerungen an das Isergebirge», in dem der Verfasser eine interessante Schau dieses böhmisch-schlesischen Grenzgebietes bietet. Kurt Ranke führt an Hand des Themas «Schwank und Witz als Schwundstufe» Probleme und Gedanken des 1938 von Peuckert erschienenen Buches «Deutsches Volkstum in Märchen und Sage, Schwank und Rätsel» weiter. Aus dem engsten Forschungskreis des Göttinger Gelehrten stammt die Arbeit von Richard Weber «Der Zauberer Paracelsus». «Gustav Adolf und die schwedische Volkskunde» betitelt Sigfrid Svensson seine Arbeit, in der er auf die Bestrebungen Gustav Adolfs eingeht, altes überliefertes Volksgut zu sammeln, während Sigurd Erixon unter dem Titel «Zentralgeleitete und volkstümliche Baukultur» am Beispiel Schwedens das Verhältnis Staatsdirigierung–Volkskultur erläutert. Oscar Loorits bietet, ausgehend von einem zusammenfassenden Bericht über sein Werk «Grundzüge des estnischen Volksglaubens», einen wertvollen Beitrag «Zum Kulturbild des ostbaltischen Lebensraumes». In einem knappen Abriss «Vom Kronenbrauch des Mittelalters» macht uns Percy E. Schramm bekannt mit dem überaus reichen Brauchtum, das Kronen und Diademe mittelalterlicher Herrscher umgab. Die minutiöse Untersuchung von Lily Weiser-Aall über «Der Männerohrring in Norwegen» zeitigt überraschend ähnliche Ergebnisse wie die Arbeit von Leopold Schmidt über den Männerohrring im Volksschmuck und Volksglauben. Anregend und gedankenreich ist der Aufsatz «Fragen der religiösen Volkskunde» von Dieter Narr. Ein Beitrag von Inger M. Boberg über den dänischen Volkskundesammler Fr. L. Grundtvig und eine Untersuchung von Wayland D. Hand über eine Cowboy-Ballade beschliessen die Reihe der Freundesgaben. Der reichhaltigen und anregenden Festschrift ist eine umfangreiche Peuckert-Bibliographie beigegeben. Walter Escher

Viktor von Geramb, Wilhelm Heinrich Riehl. Leben und Wirken (1823–1897). Salzburg-Freilassing, Otto Müller-Verlag, 1954. 2. und 3. Lieferung. S. 97–288 (Gesamtumfang ca. 608 S. in 7 Lieferungen).

Wir hoffen, dass uns die grundlegende Riehl-Biographie, wenn sie einmal vollständig vorliegt, die Möglichkeit bieten werde, der so grundverschieden und meistens unsicher bewerteten Persönlichkeit Riehls kritisch gerecht zu werden. Dabei geht es

nicht nur um Riehl, sondern es geht um die Volkskunde, soweit sie sich auf Riehl beruft oder auf seinen Grundlagen weiterbaut, oft ohne es zu wissen.

Vorläufig referieren wir nur den Fortgang der Biographie, welche in den vorliegenden Lieferungen 2 und 3 (vgl. zur 1. Lieferung Jahrgang 1954, S. 113f, dieser Zeitschrift) durch die «Universitätsjahre» und die «Literarischen Lehr- und Wanderjahre» zu den «Akademischen Meisterjahren» hinüberführt. Da der Verfasser sich vorgenommen hat, sozusagen Riehls postume Selbstbiographie zu schreiben, unterzieht er sich der entsagungsvollen Mühe, dem Geschilderten, wo es immer geht, selber das Wort zu geben.

Auch Riehl kam von einem Theologiestudium her, als er seinen eigentlichen Beruf oder seine Sehnsucht entdeckte, «die ganze deutsche Nation zu erforschen und nach dem Leben zu malen» (S. 124). Diese Sehnsucht erfüllt der nach «einer freien wissenschaftlichen Tätigkeit» Dürstende zuerst auf journalistischen Wegen. Entscheidend war dafür das Jahr 1848. Es hat den Grundzug des Riehlschen Schaffens – und den der ihm nachfolgenden Volkskunde – festgelegt: «Allezeit eine konservativ angelegte Natur, bin ich doch durch das Jahr 1848 erst bewusst konservativ geworden» (S. 131).

Von diesem festgelegten Standpunkt aus wächst über die Zwischenstufe von zeitbezogenen Zeitungsaufsätzen das Werk über «Die bürgerliche Gesellschaft», der zweite und wohl wichtigste Band der vierbändigen, in vielen Auflagen erschienenen «Naturgeschichte des Volkes». Die Hauptthese oder der Glaubenssatz der «Bürgerlichen Gesellschaft» ist, dass im Umsturz der Revolutionsjahre «der Kern des deutschen Volkes, der gemeine Mann, dennoch gescheit geblieben sei». «Der Kern des gemeinen Mannes aber war und ist mir der Bauer» (S. 148).

In dieser Einschätzung des Bauern, hinter der die Verabsolutierung des Beharrenden und des Statischen in Sitte und Brauch steht, ist zweifellos einer der geistesgeschichtlichen Gründe zu suchen, aus denen eine bestimmte Richtung der Volkskunde zur ausschliesslichen Bauernvolkskunde geworden ist.

Riehl selber sieht zwar keineswegs nur den Bauern. Die Schilderung des «Vierten Standes» in der «Bürgerlichen Gesellschaft» gehört zweifellos – gerade in den Abschnitten über das gelehrte Proletariat – zum Faszinierendsten und Modernsten in Riehls Werk. Die Bewertung des vierten Standes aber, der das Gegenstück zum beharrenden Bauern bildet, kann nur negativ sein. Auch der Bauer, soweit er dynamische Züge zeigt, wie der kleine Weinbauer in Riehls rheinischer Heimat, wird nur als ein proletarisches Zerfallsprodukt des konservativen bäuerlichen Idealtypus verstanden.

Gespannt sind wir, etwas über die fortwährend spürbare, aber nie ausdrücklich genannte Auseinandersetzung Riehls «mit seinem grossen Zeitgenossen Marx» zu hören; Geramb verspricht uns diese Hinweise (S. 153).

Vorläufig folgen wir mit Genuss der lebendig und beziehungsreich gestalteten Schilderung von Riehls Leben und Umwelt, einer Schilderung, aus der rückschauende Sehnsucht und Geistesverwandtschaft spricht, aber auch der energische Wille, Riehl für unsere Zeit und unsere Volkskunde wieder wirksam zu machen. Richard Weiss

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Geleitet von *Leopold Nowak*, *Leopold Schmidt*, *Raimund Zoder*. Bd. 3. Wien 1954. XV, 178 S., Taf., Abb.

Im vergangenen Jahr konnte das Österreichische Volksliedwerk auf seinen 50jährigen Bestand zurückblicken. Eine Reihe von bemerkenswerten Abhandlungen bilden das Kernstück der Jubiläumsschrift. Einige mögen in Kürze erwähnt werden: Raimund Zoder zeigt in seiner reich kommentierten Zusammenstellung «Volkslieder aus Siebenbürgen – in Wien gesungen», wie Volkslieder als treu gehütetes Gut die Verbindung mit der längst verlassenen Heimat aufrecht erhalten. Karl M. Kliers Abhandlung «Einige Wiener Drucker von Lied-Flugblättern 1780–1880» (2. Teil) befasst sich in sehr lebendiger und anschaulicher Art und Weise mit der Verbreitung und dem Schicksal von Volksliedern. Eine gute Charakterisierung der Bergmannslieder bietet Franz Kirnbauer in seinem Aufsatz «Über Art und Wesen des Bergmanns-Volksliedes». Reif- und Schwerttanz sind Gegenstand der Untersuchungen

von Gustav Gugitz («Eine unbekannte Reiftanzaufführung im alten Wien») und von Ilka Peter («Zwei Schwerttänze aus dem Böhmerwald»). In seiner weitgespannten Untersuchung «Jedermann. Überlieferungsmässige Grundlagen des Spieles vom Kampf um die Seele des Sterbenden» unterscheidet Karl Spiess von dem im 15. Jahrhundert entstandenen englischen Spiel «Everyman» mit seinen Ausläufern ein anderes besonders im österreichischen Alpenraum beheimatetes volkstümliches Jedermann-Spiel. Literaturberichte und Buchbesprechungen schliessen den dritten Band des Jahrbuches. Walter Escher

Anton Dörrer, Erl. Arbeit und Brauch. SA aus «Schlern-Schriften», Bd. 138. Innsbruck 1954. 39 S. Taf.

Anton Dörrer versteht es ausgezeichnet, uns in einer knappen, aber sehr eindrucksvollen Schilderung mit dem bekannten Tiroler Passionsspieldorf Erl bekannt zu machen. Er bietet eine Reihe von anschaulichen Bildern aus dem Jahresbrauchtum, den Bräuchen des Lebenslaufes und des Arbeitsjahres. Besonderes Interesse verlangen dann die im Kapitel «Spielfreudigkeit» gegebenen Hinweise auf das Passionsspiel. Kurze Bemerkungen lassen die durch die immer stärker werdende Technisierung bedingte Problematik der Dorfgemeinschaft aufleuchten (z.B. das Motorrad, das über die «Freizeitgestaltung der Jugend entscheidet»). Walter Escher

Hippolytus Guarinonius (1571–1654). Zur 300. Wiederkehr seines Todestages. Zusammengestellt von *Anton Dörrer*, *Franz Grass*, *Gustav Sauser* und *Karl Schadelbauer*. Schlern-Schriften Nr. 126. Innsbruck 1954. 222 S., 10 Taf.

Eine Reihe von namhaften Autoren hat es unternommen, dem gleicherweise als Arzt, Literat und Kunstfreund berühmten Hippolyt Guarinoni ein ehrenvolles Denkmal zu setzen. Unter den verschiedensten Aspekten wird vom Leben und Werk dieses Gelehrten gehandelt, so u.a. in den Aufsätzen: «Die Bildnisse Guarinonis», «Der Vorkämpfer für deutsche Volksgesundheit im 17. Jahrhundert», «Guarinoni und die Anfänge der Geomedizin in Tirol», «Guarinoni als Baukünstler». Von besonderem Interesse für die Volkskunde sind – neben dem Beitrag von Anton Dörrer «Guarinoni als Volksschriftsteller» – die Darlegungen von Elfriede Mayr: «Volksnahrung, Anbau und Wirtschaft in Guarinonis Werken». In einer seltenen Fülle werden uns hier Einblicke gewährt in die Speise- und Essensgewohnheiten des frühen 17. Jahrhunderts. Ein von Anton Dörrer zusammengestellter Quellen- und Schrifttumsweiser beschliesst die Gedenkschrift. Walter Escher

Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae. Redigit Gy. Ortutay. 4. Bd., 1955. Budapest, Magyar Tudományos Akadémia.

Im stattlichen Umfang von 502 Seiten erscheint bereits der 4. Band der ungarischen Acta Ethnographica (der 3. kam 1953 heraus), die sich zum Ziel setzen, Abhandlungen aus dem Bereiche der Volks- und Völkerkunde in russischer, französischer, englischer und deutscher Sprache zu veröffentlichen. Für den vorliegenden Band ist die Sache so gelöst, dass alle Abhandlungen in einer der letzteren drei Sprachen abgefasst sind, und dass jeweils eine Zusammenfassung in russischer Sprache beigegeben ist. Mit zwei Ausnahmen gehen alle Arbeiten die Volkskunde an. Der Herausgeber bringt einen langen, kritischen Bericht über die volkskundliche Tätigkeit in Ungarn in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und in der Periode nach dem Zweiten Krieg; besonders wertvoll ist die grosse Bibliographie. Die Sachvolkskunde wird durch eine kleinere Studie von Béla Gunda über einen Fallentypus in Osteuropa vertreten. Das Gebiet der Antike beschlägt P. Trencsényi-Waldapfel mit der Abhandlung über den Pandora-Mythus. Über die Hexe als Schrättlig, Alpdruck in Ungarn schreibt Á. Szendrey (deutsch geschrieben); die verschiedenen Aspekte: sprachliche Belege und dokumentarische Materialien werden vorgeführt. In das Gebiet der Religionsgeschichte Alt-Galliens führt uns T. Köves mit seinen keltischen *vates*. Als Vergleichsmaterial ist auch für uns die rechtsgeschichtliche Studie von M. Belényesy «Le serment sur la

terre au moyen âge et ses traditions postérieures en Hongrie» wichtig. Ausgesprochen ungarische Anliegen – aber deswegen nicht etwa weniger interessant – sind die Arbeiten über Volksmusik: L. Vargyas «Kollektives Schaffen in der Volksmusik» (mit Notenbeispielen), L. Takács, «Occasions et débit de récitations épiques populaires chantées sur des événements d'actualité» und B. Avasi «Die Harmoniegestaltung eines ungarischen Volksmusikorchesters». Sehr erfreulich ist der Bericht von Á. Kovács über die Vorarbeiten am ungarischen «Folktale»-Katalog, dessen Registrierung nach dem Schema von Aarne-Thompson durchgeführt wird. Wildhaber

Paul Ernst Rattelmüller, Festliches Jahr. Brauchtum im bayerischen Alpengebiet. Vorwort von Margarete Baur-Heinhold. München, Georg D. W. Callwey, 1953. 179 S. mit 128 ganzseitigen Abb.

Der festliche Jahreskreis als Bilderbuch! Schon vor einer Reihe von Jahren versuchte F. Moser-Gossweiler für die «Volksbräuche der Schweiz» etwas ähnliches, wobei er jedem Bild einen Begleittext beifügte, der sich eher an einen grossen Leserkreis wandte; einige Jahre später kam Ernst Burgstallers «Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich», in welchem die genaue Textschilderung des noch lebenden Festgestaltens einen wesentlichen Teil des Platzes benötigte; im neuen Buch von Eugen Fehrle «Feste und Volksbräuche im Jahreslauf europäischer Völker» sind die Bilder einfach willkommene Beigabe zur Schilderung des Festkreises auf gesamteuropäischem Boden. Dass zu diesen Gebieten nun Bayern hinzukommt, ist sehr erwünscht. Der gewichtige Teil des Buches befindet sich eindeutig bei den prächtigen Photographien, welche uns im Verlaufe des festlichen Jahres durch ganz Bayern führen. Wir dürfen von solch einem Bilderbuch nicht erwarten, dass es uns eine wissenschaftliche und genaue Beschreibung der einzelnen Feste gibt; es setzt eigentlich für den Volkskundler voraus, dass er mit dem jeweiligen Brauch und der Literatur dazu vertraut ist, dann erst werden die Bilder ein richtiger Genuss für ihn sein und er wird froh sein, einiges im Bilde zu sehen, worüber er bis jetzt nur gelesen hatte; es seien z.B. erwähnt der Blasiussegen, die Osterkerze mit dem Wachsnagel, die Kräuterweihe, der herrliche Kuhschmuck bei der Alpabfahrt mit dem Spiegel auf der Stirn oder dann das neu aufgekommene Fahrzeug-Segnen am Christophorustag. Wildhaber

Karl Bohnenberger, Die alemannische Mundart. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1953. XX, 303 S., 1 Karte. Broschiert DM 35.–.

Das Buch ist das eigentliche Vermächtnis des 1951 in hohem Alter verstorbenen Gelehrten Karl Bohnenberger, dessen Denken und Arbeiten ganz der Erforschung von Sprache und Art des schwäbisch-alemannischen Volkstums gewidmet war. Seiner wissenschaftlichen Einstellung nach gehörte er zu den Germanisten, denen die exakte Laut- und Formenbeschreibung auf geschichtlicher Grundlage und die Abgrenzung der Sprachräume durch solche grammatische Erscheinungen eigentlichstes Anliegen war. Was der greise Tübinger Professor im letzten Jahrzehnt seines Lebens noch im vorliegenden Buch zusammengefasst hat, ist denn auch vorwiegend Summe und Auswertung derartiger sprachstatistischer «Feldarbeit». – So schildert das 300 Seiten umfassende Werk auf Grund einer erstaunlichen Fülle aus der Literatur erarbeiteter, vor allem aber selbst im Gelände erhobener Einzeltatbestände die vielfältige Gliederung des alemannischen Mundartraums. Dabei wird die Darstellung der Fakten durch die Auswahl grenzbildender Erscheinungen und deren geschichtliche Deutung vertieft. Nirgends verliert sich der Blick in aussersprachlichen Hintergründen; es sind vielmehr fast ausschliesslich Lautmerkmale, nach denen die Übergangsgebiete von dem vollalemannischen Kernbereich abgehoben und die äussern wie innern Begrenzungen gezogen werden. Doch lässt sich Bohnenberger auch von den frühen stammesgeschichtlichen Grundlagen mitbestimmen, und den Rand des gesamtalemannischen Raums sucht er nach Möglichkeit mit dem Verlauf der alten Grenzen des Stammesgebiets zusammenzubringen. Freilich für die Begründung dieser einen weitreichenden wie der vielen kleinern Innengrenzen sind ihm neben geschichtlich-terri-

torialen Einwirkungen auch die verkehrshemmenden Naturgegebenheiten wichtig. – Eingehend erörtert das Werk die 4 Abschnitte der schwäbisch-niederalemannischen Nordhälfte des Gesamtraums, den der Verfasser bis auf die letzten bisher erfassten Einzelheiten kannte. Weniger ausführlich ist wohl die Schilderung des verhältnismässig einheitlichern schweizerischen Südstücks, an dessen Erschliessung K. Bohnenberger in jüngern Jahren selbst entscheidenden Anteil genommen hatte. Mit Recht betont er, der Einblick in die Gliederung sei hier noch heute «ungleichmässig und lückenhaft». Aber er wäre doch vollständiger, wenn der Verfasser noch – was ihm vielleicht durch die Nachkriegsverhältnisse und die nachlassenden Kräfte des Alters verwehrt war – die neueste Forschungsliteratur zum Schweizerdeutschen voll benutzt hätte. Ich denke dabei etwa an die Arbeiten von Moulton (1941), die dem Walserdeutschen gewidmeten Studien von R. Hotzenköcherle und an die von diesem Zürcher Germanisten herausgegebenen «Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung» mit den gewichtigen Bänden von Weber, Rübel, Trüb und Bangerter. Manches wäre mit Hilfe dieser Untersuchungen klarer herausgetreten, z. B. die Erhellung der -n-erhaltenden Verbalendungen und deren Verbreitung, der Reichweite von gehabt/gehaben, wie gewisse Erscheinungen und Grenzen im Südostteil des Schweizerdeutschen. Vor allem aber hätte der Verfasser seine mehrfach unterstrichene Behauptung, dass die wesentlichen Grenzen in der Schweiz nur in der Ost-West-Richtung verliefen, wohl abgeschwächt und sich der Erkenntnis von einer ja auch durch die volkskundliche Forschung gesicherten, wesentlichen Aufteilung der Schweiz in zwei durch nordsüdliche Linien getrennte West-Ost-Hälften nicht verschlossen.

Doch das sind Einzelheiten, die dem Wert des so kenntnisreichen und anregenden Werks keinen Abtrag tun! Der heutige Mundartforscher muss dem Verfasser und dem Herausgeber Helmut Dölker für das einzigartige Buch dankbar sein. Diese Erkenntlichkeit kann auch durch die Einsicht nicht gemindert werden, dass es eben aus einem bestimmten Gesichtspunkt heraus geschrieben worden ist und neuere Problemstellungen wie die mit ihnen gewonnenen Ergebnisse unbeachtet lässt. Dies zeigt sich vor allem darin, dass das Werk bei der Gliederung und Kennzeichnung der Mundart nicht über das Lautlich-Formale hinausgeht. Weder syntaktische Erscheinungen noch der eigenartige Wortschatz werden mitherangezogen und beleuchtet. Nur einmal erscheint in der Fülle der grenzbildenden Tatbestände ein Wortmerkmal mit dem Ausdruck 'Aftermontag', das als geistliche Neuprägung im Bereiche des Bistums Augsburg wichtig wird. Aber nicht nur die Wortgeographie fehlt, sondern auch über den Gehalt der Wörter schweigt sich das so umfassende Buch völlig aus: Bedeutungsbezüge, das Problem Wort und Sache oder gar die leise Frage nach dem besondern mundartlichen Sprachdenken, der sprachgeprägten Weltansicht, liegen ganz abseits. Daher kommt es, dass das Werk Bohnenbergers auch keine Brücke zur Volkskunde schlägt: wohl legt es dar, wie ursprüngliche Stamm- und Siedlungsverhältnisse die heutigen Sprachgebilde geprägt haben, wie die Grenze sich auswuchs, wo ein Naturhindernis oder ein von ihnen selbst gemiedener alter Ödlandstreifen die Menschen trennte; wohl werden die Sprachströmungen über Landschaften hin untersucht, Siedlungsbewegungen mit Spracherscheinungen in Verbindung gebracht und die Wirkung alter Herrschaftsgebiete einzeln erwogen. Aber der sprechende Mensch und die in seinem Wort erfasste Welt, die reale und die geistige, tritt nirgends aus den Lauten und Formen heraus. Freilich ist das alles noch kaum genügend aufgewiesen und bleibt eine Aufgabe für neue Kräfte. – K. Bohnenberger hat in seinem Vermächtniswerk *seine* Forschungsweise bewahrt und die fast unübersehbare Fülle dessen meisterhaft zusammengefasst, was er und seine Wissenschaft als alemannisches Sprachtum erkannt und erarbeitet haben. So ist uns hier eine bleibende und in ihrer selbstgesetzten Begrenzung erstaunlich mannigfaltige, kritisch-geordnete Übersicht über den alemannischen Mundartraum und seine reiche Gliederung geschenkt!

Paul Zinsli

Leopold Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen vom Humanismus bis zur Gegenwart. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Institutes für Volkskunde, Band 7, Berlin 1954. 104 S.

Das kleine, aus jahrelanger eingehender Beschäftigung mit dem Volksschauspiel hervorgegangene Buch will keine Geschichte des deutschen Volksschauspiels sein. Den ersten und bisher einzigen Versuch einer Gesamtdarstellung hat Hans Moser (Deutsches Volkstum, Band 3, W. de Gruyter, Berlin 1938) unternommen. Leopold Schmidt bietet hier eine für die volkskundlich-funktionalistische Erfassung des Gegenstandes sehr wichtige Quelle: nicht Schauspieltexte selber, sondern Historien und Histörchen, Polemiken, Satiren und Schwänke über Aufführungen von volkstümlichen Schauspielen, also gerade die Zeugnisse, welche uns auf die grundsätzlich wichtigste Frage nach der Rezeption der Schauspiele Auskunft geben. In der Tat sehen wir hier ein sehr lebendiges und für die Beurteilung der Volkstümlichkeit unerlässliches Spiegelbild des Volksschauspiels zwischen 1450 und 1848. Auf diese Epoche «deutscher Volkslebendigkeit» glaubt der Verfasser seinen Blick einschränken zu müssen, «nur in ihr kann man im bisherigen Sinn von einer Volkskultur sprechen». Vorher ist das sozusagen volklose Mittelalter, nachher die ebenfalls volklose Zeit der Grossstädte. Wir kennen diese zeitliche Beschränkung des Volksbegriffs auch aus der Trachtenforschung. (Geramb hat es immerhin in seinem ausgezeichneten Steirischen Trachtenbuch erfolgreich gewagt, die Volkstracht auch ins Mittelalter, ja ins Altertum zurückzuverfolgen.) So sehr wir eine Einschränkung volkskundlicher Forschung auf die Neuzeit bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts arbeitstechnisch begreifen, so wenig dürfen wir sie als eine grundsätzliche Resignation gutheissen, ohne die Volkskunde als historische Wissenschaft und als Gegenwartswissenschaft überhaupt aufzugeben. Bei Leopold Schmidt würden wir einen solchen Rückzug besonders bedauern. Wir sind auf Grund der schweizerischen Verhältnisse – Walliser Volkstheater, Dorftheater, städtische Kleinbühne – überzeugt, dass das Volkstheater noch lebt. Anderseits hat der verdiente schweizerische Theaterforscher und Theaterpraktiker, Oskar Eberle, in seinem neuen Buch «Cenalora» (1955) den gewagten Versuch unternommen, das Theater geradezu als die Urkunst aller Zeiten und Völker zu postulieren. Ich möchte mich gern irgendwo in der Mitte zwischen Schmidt und Eberle halten.

Richard Weiss

Oskar Eberle, Cenalora. Leben, Glaube, Tanz und Theater der Urvölker. Olten und Freiburg i. Br., Walter-Verlag, 1954, zugleich: Schweizer Theater-Jahrbuch XXII–XXIII der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur 1953/54. 575 S.; Abb.

Die Schwierigkeit, diesem gewichtigen Buche des Schweizer Theaterwissenschafters, Bühnenhistorikers, Regisseurs und Spieldichters seitens der Volkskunde gerecht zu werden, liegt in der Verschiedenheit der Begriffsabgrenzung für «Theater» und «Maske» bei Volkskunde und Theaterwissenschaft, ganz abgesehen von der Ethnologie, deren aus aussereuropäischen Räumen beigebrachte Materialien allein hier theaterwissenschaftlich interpretiert werden. Berichte über 17, von Eberle als die «ethnologisch ältesten» hervorgehobene Völker (Ituri-Pygmäen, Negritos, Feuerländer, Ur-Australier), die vor allem von der Wiener Ethnologen-Schule (W. Schmidt †, W. Koppers, M. Gusinde, P. Schebesta) erforscht wurden, geben die Grundlage. Also durchaus Sammler und Jäger, nicht Pflanzer. Dem urzeitlichen Jägertum schreibt Eberle die Erfindung jeglicher «Maske» zu. Indes handelt es sich bei den genannten nicht um lauter «Wurzelvölker», vor allem nicht um «geschichtslose» Völker. Die Ethnologie traf sie ja meist nur im Untergange an. Kult und «Spiel» dieser sogenannten «ethnologisch ältesten» Stämme sind meist nur einmal, auch da gelegentlich über Bestellung, für Lebensmittelspenden, ja mit direktem Fremdeingriff verkürzt «aufgeführt» worden (S. 333, 342, 419f., 506). Lässt sich aus nicht selbst Erlebtem, sondern aus zweiter und dritter Hand Überkommenem das wirkliche Theater-«Erlebnis» jener Völker, ihre psychische Einstellung zum vielschichtigen Phänomen «Maske» klar erkennen?

Die mühevolle Aufbereitung des verstreuten und verschiedenartigen Materiales an oft nur andeutenden Berichten über Lebensgrundlagen, Spiel- und Kultformen, Maskierungstypen, Tänzen, Jugendweihe- und Jagdzauberriten jener Völker ist ein Verdienst. Die Interpretation jener fremdartigen Materialien mit den modernen Begriffen der europäischen Theaterwissenschaft und der Bühnenregie (Hörspiel, Szene, Lichteffekte, Dekoration, Schminkkunst, Kulisse, Theater-«Wirkung», «Dialog über die Rampe», Tanzspiel, Pantomime u.ä.), die wir sonst an eine hochzivilisierte Kulturerscheinung anzulegen gewohnt sind, ist ein geistreicher Versuch, ein Wagnis, zumal – von Seite der Volkskunde gesehen – Bezüge auf Heimisches, etwa das europäische Brauchtum, das Volksschauspiel usw. fast ängstlich vermieden werden. Eberles Suchen in diesem a priori nicht volkskundlichen, sondern theaterwissenschaftlichen Buche auf Grund völkerkundlicher Materialien geht auf das «Ur-Theater», dessen Elemente ihm «Rhythmik, Melodik und Mimesis» sind. «Urtheater ist getanzte Oper» (537). Ferner: «Theater ist älter als jeder Kult. Theater hat Kult erst geschaffen: denn Theater ist die Kunst, mit mimischen Mitteln, mit optischen und akustischen, sich auszudrücken. Sobald das Bedürfnis erwacht – und das ist schon zur Zeit der Urmenschheit geschehen –, religiöse Vorstellungen mimisch, klanglich und bildhaft darzustellen, entstehen das religiöse Theater und der Kult» (487). Eine solche Weite des Theaterbegriffes kann die Volkskunde für ihre Spielforschung nicht billigen.

Es ist sicher, dass «Maske», wie dies Eberle gut herausarbeitet, nicht auf das Optische allein beschränkt ist. Auch das Akustische (Stimmen der «Darsteller», Schwirrhölzer, Holztrompeten als «Geisterrufe» u.ä.) gehört hieher. Das hatte die Volkskunde, die entgegen dem harten Urteil des Verfassers (548) bisher doch so ziemlich allein die Masken- und Volksschauspielforschung getragen hat, auch betont (K. Meuli, H. Moser, J. Hanika, L. Schmidt u.a.). Eberle bezieht im weiteren auch noch Vortäuschungen aus anderen Sinnesgebieten (Handgriffe bei Jugendweihespielen am verdeckten Kandidaten, die ihm als die formende Gewalt des Schöpfergottes erscheinen sollen, also «Tast»-Spiele, auch noch «Duft»-Spiele) in seinen Maskenbegriff ein, der letztlich jegliche Art der Mimesis, auch ein für die Volkskunde uninteressantes Gesichterverzerren zur Nur-Unterhaltung einschliessen kann. Nach interessanten Ausführungen über Maske-Totem-Mutterrecht, die rein ins Gebiet der Völkerkunde fallen, und der Betonung, dass Hör-Spiele den Schau-Spielen vorausgehen und dass das Kult-Spiel eine spätere Stufe des Ur-Theaters ist, demgemäss auch der Totenkult nicht die primäre Wurzel des Maskenbrauchtums sein könne, versucht Verfasser eine Entwicklungsgeschichte der Maske aufzustellen (Stimmverstellen, Gesichtverzerren, Bemalen, Bestecken mit organischen Stoffen wie Laub, Federn u.ä., Vollverhüllung mit Fell-, Leder-, Rinden-Masken usw.). Hier wäre ein Hinweis auf die kulturgeschichtliche Einleitung von L. Schmidt, Das Wiener Maskenwesen des Mittelalters und der Renaissance (Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung 1950/51) förderlich gewesen, wie denn überhaupt die europäische Maskenforschung leider nicht herangezogen wurde. Da diese nämlich im wesentlichen volkskundlich ausgerichtet ist, hätten sich die Wesensunterschiede in den Begriffsabgrenzungen für «Maske», «Spiel», «Kult» und «Brauch» bei Volkskunde, Ethnologie und Theaterwissenschaft deutlicher gezeigt; das so verdienstvoll zusammengetragene völkerkundliche Material in Eberles theaterwissenschaftlicher Interpretation wäre auch für die Volkskunde in manchem noch fruchtbarer geworden. Ohne diese von der längst auch in der Spiel- und Maskenforschung mündig gewordenen Disziplin Volkskunde erarbeiteten Kategorien lassen sich nämlich Ergebnisse von Theaterwissenschaft und Völkerkunde nicht einfach auf das Arbeitsgebiet der Volkskunde übertragen, auch wenn diese an Eberles Buch nicht mehr vorbeigehen könnte.

Leopold Kretzenbacher

Wolfgang Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten. Band I. Berlin, Akademie-Verlag, 1954. XLIV, 499 S., Melodien. 4°. DM 15.– (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin; Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde 4/I).

Der vom Berliner Institut für deutsche Volkskunde herausgegebene prachtvoll gedruckte Band steht nach Inhalt und geistiger Haltung auf dem Boden der marxistischen Weltanschauung und der Ideologie und Politik des ostdeutschen Staates. Unter demokratischen Volksliedern werden deshalb verstanden «Lieder des werktätigen Volkes, die den sozialen und politischen Interessen der durch Feudalismus, Kapitalismus, Militarismus unterdrückten Werktätigen einen klaren Ausdruck geben». Genauer umschrieben sind es, mit den Titeln der vier Hauptliedergruppen, die Lieder «der unterdrückten und kämpfenden Bauern und der Dorfarmut aus dem 15. bis 19. Jahrhundert, der unterdrückten und kämpfenden Handwerker und Kleinbürger aus dem 16. und 17. Jahrhundert, der ausgebeuteten und kämpfenden Handwerksgesellen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, der ausgebeuteten und kämpfenden Arbeiter vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert» und endlich «der Soldaten und des werktätigen Volkes gegen Söldnerdienst und Krieg aus dem 18. und 19. Jahrhundert», während der noch ausstehende zweite Band als fünfte Hauptgruppe die «Lieder aus dem politischen Kampf des werktätigen Volkes gegen Unterdrückung und für Volksrechte von 1789 bis 1945» bringen soll. Es fehlen dagegen, und werden fehlen, die Lieder der auch nach 1945 und auch in den kommunistischen Staaten Unterdrückten – Bauern, Arbeiter, Soldaten, Intellektuelle, auf christlichem Grunde Stehende – und damit die Hinweise auf *ihre* geistige und materielle Not und *ihre* versuchten und gleichfalls mit Waffen- und Gerichtsgewalt erstickten Aufstände. Umgekehrt wird manches gegebene Lied, z.B. der harmlose «Krähwinkler Landsturm», oppositioneller gedeutet, als es tatsächlich gemeint ist. Entsprechend hebt die Einleitung neben der Charakterisierung der gebotenen Lieder und der Definition der Begriffe eingehend die Verdienste der «demokratisch» gerichteten Sammler und Forscher, darunter Jacob Grimm, Ludwig Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Ludwig Erk, Ludolf Parisius, F. W. von Ditfurth, W. H. Riehl, John Meier, heraus, ruft als Kronzeugen Marx, Engels und Lenin auf und vergisst nicht den Vergleich der amerikanischen Politik mit der «brutal-exzentrischen Boogi-Woogi- oder der exzentrisch-nivellierenden Jazzmusik».

Diese Einstellung zum Stoffe und seine dadurch bedingte Beleuchtung aber in Rechnung gestellt, bietet der fünfhundert grossformatige Seiten umfassende Band mit seinen bald nur klagenden, bald zum Aufruhr rufenden Liedern der Bauern, Knechte, Mägde, Hirten, Häusler, Hütejungen, den Liedern der Wiedertäufer und des Spottes auf die Fürsten und ihre Handlanger, der notleidenden Weber, Berg- und andern Arbeiter, der zum Dienst gepressten Soldaten, der Invaliden, Deserteure, Wildschützen und der ins Räuberleben oder zur Auswanderung Gedrängten einen Überblick über einen wesentlichen und sicher bisher zu kurz gekommenen Teil des deutschen Volksliedes. Als Quellen konnte der Herausgeber ausser den bekannten und weniger bekannten Veröffentlichungen die Schätze des Freiburger und des Berliner Volksliedarchives ausschöpfen und dabei sich der Hilfe ihrer sachkundigen Betreuer erfreuen. Die Texte sind mit kleinen Ausnahmen, z.B. bei einem der bezeichnenderweise nur wenigen schweizerischen Lieder, sorgfältig und zweckentsprechend redigiert und sprachlich schwierigere Lieder mit der Übertragung in Schriftsprache versehen. Von den vielfach mehreren Fassungen sind stets die wichtigsten abgedruckt und, wenn auch nicht mit der Einlässlichkeit der Freiburger Balladenbände, die Liedgeschichte gegeben, die ausser der Schilderung des besondern tatsächlichen Anlasses oder den allgemeinen kulturellen Voraussetzungen wonötig auch die Frage nach dem Autor erörtert und gelegentlich bis zu letzten Ausläufern im heutigen Kindervers führt. Ebenso sind die wichtigen der vorhandenen Melodien mitgeteilt und vergleichend besprochen. So sieht auch der weltanschaulich anders Denkende gerne dem zweiten Bande entgegen, der wohl auch die nötigen Register zu den beiden Bänden enthalten wird.

Wilhelm Altwegg

Antiche fiabe russe raccolte da *Aleksandr Nikolaevič Afanasjev*. Traduzione di *Gigliola Venturi*. Prefazione di *Franco Venturi*. Torino, Giulio Einaudi, 1953. XIII, 794 S.; mit schwarzen und farbigen Abb. nach russischen Holzschnitten. 5000 Lire.

A. N. Afanasjev (1826–1871) – auch «Afanassjew» in deutscher Umschrift – ist uns im wesentlichen wohl nur durch die beiden Bände der «Russischen Volksmärchen» bekannt, welche von Anna Meyer verdeutscht und herausgegeben wurden (Wien 1906 und 1910; besprochen in der Zs. des Vereins für Volkskunde 21, 192; vgl. auch den Band in der Sammlung der «Märchen der Weltliteratur»). Dabei dürfen seine Märchen, welche von 1855 an in Lieferungen erschienen, als die bedeutendste russische Sammlung des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden. Sie haben für Russland die Bedeutung, wie sie die Grimmschen Märchen für das deutsche Sprachgebiet besitzen; Afanasjev ist denn auch durch das Studium der Brüder Grimm zu seinem Werke mitangeregt worden. Ihm stunden bereits vorhandene Sammelwerke und handschriftliches Quellenmaterial zur Verfügung, daneben aber zeichnete er auch eifrig Märchen direkt aus dem Volksmund auf. Es soll ihm besonders gelungen sein – so wird überall hervorgehoben – den volkstümlichen, frisch-naiven Erzählton mit den prächtigen Formeln und eindrücklichen Wiederholungen ausgezeichnet wiederzugeben. Der italienischen Übersetzung – Vergleiche mit dem Text von Anna Meyer zeigen weitgehende Übereinstimmung zwischen beiden und bieten somit eine Garantie für die Genauigkeit der beiden Übersetzungen – gelingt es, die Lebendigkeit der Erzählweise und die Anschaulichkeit des Geschilderten sehr gut zu wahren. Der Übersetzer verzichtet auf die Wiedergabe der Afanasjevschen Varianten, immerhin hat er Sorge getragen, alle Motive aufzunehmen. Verweise auf die russische Originalausgabe fehlen sowohl in der deutschen als auch in der italienischen Übertragung. Es soll aber erwähnt werden, dass gegenüber den ungefähr 60 deutschen Märchen (beide Bände zusammengenommen) die italienische Ausgabe deren etwa 180 bringt (Afanasjev bot rund 600, mit den zahlreichen Varianten). Auf die Märchen selbst und deren Motive soll hier nicht eingegangen werden; Tiermärchen und Rätselmärchen, Geschichten von Prinzen, Zaren, Ungeheuern und vor allem der Baba Jaga bilden die weitaus bedeutendsten Gruppen. Das Reizvolle daran aber muss man sich selbst «erlesen», besonders wenn man es in einer drucktechnisch so hervorragenden Ausgabe tun kann, wie es die vorliegende des Verlages Einaudi darstellt. Wildhaber

Theodor Meisinger, Der Rodensteiner, Geschichte und Sage einer deutschen Sage. Darmstadt, Verlag «Hessische Volksbücher», 1954. 174 S.

In dieser sorgfältig verfassten Studie orientiert uns ein Kenner und Liebhaber über die mannigfachen Aspekte, welche der berühmte Sagenkomplex des «Rodensteiners» zeigt. Zuerst werden wir mit den wichtigsten Daten und Fakten der historischen Rodensteiner bekannt gemacht. Dann breitet der Verfasser das reiche Sagengut vor uns aus und zitiert eine Reihe von amtlichen Verhörprotokollen zum Thema der Geistererscheinungen auf Rodenstein und auf dem Schnellerts. In einem sehr interessanten Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit Versuchen, die zur Erklärung der Sage gemacht wurden und gibt schliesslich seine eigene Auffassung bekannt, die in der These gipfelt, dass es sich bei den betreffenden Geistererscheinungen um auffällige Naturphänomene handle, die in unruhigen Zeiten mythisch apperzipiert würden. Eine Darstellung der literarischen Bearbeitungen der Rodensteinersage bildet den Schluss dieses erfreulichen Volksbuches. – Walter Hotz besorgte in vorbildlicher Weise die Herausgabe dieser Studie aus dem Nachlass des Verfassers. H. Burkhart.

Reinhold Strömberg, Greek Proverbs (Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhälles Handlingar, Sjätte Földjen, Ser. A, Band 4, No 8), Göteborg, Wettergren & Kerbers, 1954.

M. Reinhold Strömberg, à qui l'on devait déjà une précieuse anthologie des proverbes grecs[1], vient de publier une Collection de proverbes grecs et d'expressions proverbiales, qui ne comprend que des textes qui jusqu'ici n'ont pas été incorporés au

[1] *Grekiska ordspråk*. En antologi översatt och försedd med korta förklaringar. Göteborg 1949.

Corpus des proverbes grecs. C'est dire qu'ils ne figurent ni dans le Corpus Paroemiographorum Graecorum de Göttingue, ni dans les collections de proverbes byzantins publiées par Krumbacher, Crusius, Maria Ioannides et Koukoules.

A une classification par sujets ou par mots-clés, M. Strömberg a préféré l'ordre alphabétique des auteurs auxquels les proverbes sont empruntés, mais des tables alphabétiques des proverbes, des index des thèmes et des mots-clés, facilitent la consultation du recueil. Anne Comnène, Aristophane, Epictète, Eustathe, Saint Grégoire de Nazianze, Saint Jean Chrysostome, Libanius, Lucien, Platon, Plutarque, Polybe et Théocrite sont les auteurs qui ont fourni la moisson la plus abondante. Chacun des proverbes recensés par M. Strömberg est accompagné de notes, donnant tous les renseignements bibliographiques requis, traduisant ou expliquant le proverbe lorsqu'il est nécessaire, et citant des variantes empruntées pour la plupart au latin, au grec moderne aux langues scandinaves, à l'allemand, à l'anglais et au français.

D'une présentation très claire, d'une correction qui fait honneur à l'imprimeur, le travail de M. Strömberg rendra de précieux services aux spécialistes.

Qu'il me soit permis de faire une réserve sur l'orthographe du proverbe néo-grec cité p. 86: *Κάλλιο πέντε καὶ στὸ χέρι παρὰ δέκα καὶ καρτέρι*, *mieux vaut cinq dans la main que dix et attente*. Il faut écrire: *δέκα καὶ καρτέρει*, c. à. d.: *dix et attends*. On commet en français une faute analogue lorsque dans le proverbe correspondant on écrit: Un *tien* au lieu de: Un «*tiens*» vaut mieux que deux «tu l'auras». Dans l'un et l'autre cas, on a affaire à un impératif. Samuel Baud-Bovy

A. V. Rantasalo, Der Weidegang im Volksaberglauben der Finnen. Bd. III: Viehhüten und Weidegang. 247 S. Bd. IV: Das Zurückführen des Viehes im Herbst in den Viehstall. 180 S. Beide: Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1953. (FFC 143 und 148).

In einem vor Jahren erschienenen fünfbändigen Zyklus hat uns Rantasalo bekannt gemacht mit dem Ackerbau im Volksaberglauben der Finnen und Esten. Wieder kann er uns nun ein abgeschlossenes Werk vorlegen, diesmal über den Weidegang im Volksaberglauben der Finnen. Der erste Band (1945; FFC 134) beschrieb die Vorbereitungen für das Viehaustreiben, der zweite (1947; FFC 135) die Hinausführung des Viehes auf die Weide. Nach einigen Jahren Unterbruch kann er nun in rascher Folge die zwei letzten Bände publizieren, welche die eigentliche Weidezeit im Sommer und dann die Rückführung der Herde in den Stall für die Winterzeit schildern; die damit verbundenen glaubensmässigen Elemente stehen, wie es ja schon der Titel besagt, durchaus im Vordergrund. Das Vieh soll mit allen Mitteln vor den ihm drohenden Gefahren von Seiten übernatürlicher Mächte geschützt werden; man kann diesen Gefahren vorbeugen, man kann die Geister durch Opfer günstig und gnädig stimmen, man kann sie durch Zauberhandlungen zum Nachgeben zwingen, ja man kann vielleicht sogar ihrem Zauber gegenüber einen noch stärkeren Gegenzauber ausüben. Wir erhalten somit einen grossartigen Einblick in all die Elemente, welche wir aus Zauberhandlungen auch bei uns kennen; sie treten hier gehäuft, in unendlichen Zusammenstellungen und Variationen auf: das eingehende Register am Ende des vierten Bandes vermittelt den Zugang zu den gesuchten Einzelzügen. Schon die ersten Kapitel des dritten Bandes zeigen, worum es geht: der Hirt wird beschrieben, nicht seine Tracht, seine Lebensweise und Aufgabe, sondern der Hirt, welcher die vorzunehmenden zauberischen Handlungen für jeden einzelnen Fall kennt; er wird oft selbst als Zauberer betrachtet; er kann die Waldgeister dazu bringen, ihm hirten zu helfen. Wir dürfen ja nie ausser acht lassen: das Gesagte und Geschilderte gilt für die grossen Waldweidegebiete; es ist noch nicht gerodetes und urbar gemachtes Land; mit dem Fortschreiten der Landwirtschaft, mit der Umhegung des Privateigentumes sind die unheimlichen, drohenden Mächte des Waldes bereits viel harmloser geworden; sie können im Privateigentum kaum mehr schaden. Wird Schaden gestiftet, handelt es sich um ein Raubtier oder um einen Diebstahl, und beides sind reale Erscheinungen, gegen die es praktisch wirksame Mittel gibt. Da ist es nicht nötig, den Zauberer herbei-

zurufen. Anders aber bei der alten Waldweide-Wirtschaft: für alles und jedes müssen Vorsichtsmassnahmen aufs strengste beobachtet werden; meist werden Handlungen sogar mit Handschuhen vollzogen, so stark kann die den Gegenständen innewohnende, immanente Kraft sein. Zahlen, Tageszeiten, Sonnenlauf, Richtungen (vor allem die Nordrichtung), Holzarten, Durchschlüpfriten, Tabuvorschriften, lösen und fesseln, Zauberknoten, Nacktheit, alte Segen und bereits christliche Gebete stehen im Zusammenhang mit den vorzunehmenden Handlungen, fördern sie oder beeinträchtigen sie. Es geht fast immer darum, ein auf der Waldweide verschwundenes Tier zu finden; im Wald wohnende Geister halten es verborgen; sie müssen dazu gebracht werden, das Tier herauszugeben: man kann das vielleicht durch Opfergaben erreichen, man kann den Geist aber auch durch homöopathisch-magische Fesselung von Bäumen quälen (findet sich das Tier dann nicht innerhalb von zwei bis drei Tagen, hat nicht der Waldgeist sein Verschwinden verschuldet; denn nie würde er diese Qual so lange aushalten; die Fesselung muss also rasch gelöst und der Geist versöhnt werden). Der herbeigeholte Zauberer kann auch versuchen, durch einen Gegenzauber die Verzauberung des Waldgeistes aufzuheben und das unsichtbar gewordene Tier wieder sichtbar zu machen. Eine besonders grosse Rolle spielen in diesen Handlungen der Ameisenhaufen und die Ameisen, der rote Faden und unbewegliche Steine. Viele der Glaubensvorstellungen beschäftigen sich auch mit der Bindung der Herde an den Hirten und an den Stall oder den Hof. Ein sehr aufschlussreiches Kapitel schildert die Hirtenfeiertage: es sind meist Gemeinschaftsmähler, im Walde abgehalten, von denen man nichts nach Hause nehmen durfte, denn sie waren offenbar für die Geister des Waldes gemeint. Neben dem Georgstag ist es vor allem der Johannistag, an welchem gefeiert wurde, weil an diesem Tage die Herde durch Hexen besonders gefährdet war.

Wie die Austreibung im Frühjahr verlangte auch die Rückführung im Herbst die Einhaltung einer Reihe von Bräuchen zur Sicherung der Herde und des Hofes. Als den hiefür günstigsten Tag wählte man im allgemeinen den Michaelstag. Der vierte Band schildert die hiefür üblichen Bräuche. Sie bestehen aus der Beobachtung der uns bereits bekannt gewordenen Einzelzüge. Vielleicht treten hier Sprechverbote und Gebote des Rückwärtsgehens etwas stärker in den Vordergrund. Daneben aber weisen sich einzelne Handlungen bereits ganz stark als Fruchtbarkeitsriten aus: das Vieh möge sich den Winter über im Stall vermehren. Und dann müssen natürlich diesmal die Stallgeister durch Opfer günstig gestimmt werden, und der Stall soll vor Behexung geschützt bleiben. Die Milchleistung der Kühe soll gesteigert werden, der Wollertrag der Schafe soll grösser werden.

Die sehr interessante Arbeit von Rantasalo baut auf dem durch viele Jahre hindurch gesammelten Material auf. Sie zeigt einen Zustand, wie er sich heute nur noch in entlegenen Gebieten findet, aber auch dort allmählich, wenigstens teilweise, verschwinden wird. Neben dem finnischen Material zieht Rantasalo die Quellen aus Estland, Schweden (auch etwa Dänemark und Norwegen), Russland und Deutschland heran und bietet so auch für die vergleichende Volkskunde einen hervorragenden Einblick in religiös-abergläubische Vorstellungen und Zauberhandlungen. Wildhaber

Elsa Enäjärvi-Haavio, The Finnish Shrovetide. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1954. 77 S. 8°. (Folklore Fellow Communications, 146).

Die Bräuche, welche mit der Fastenzeit in Finnland zu tun haben, sind mannigfach; sie stammen aus ganz verschiedenen historischen Schichten; ihre Voraussetzungen und ihre Zielrichtungen sind das Untersuchungsgebiet dieser gescheiten kleinen Abhandlung. Orakel und Tabugebote zeigen, dass es sich beim Fastensonntag um einen besonders ausgeprägten Tag handelt, um einen Tag an der Grenze zwischen Sommer und Winter. Die Haustiere erhalten ein bestimmtes Brot, in welchem Haare von ihnen mitgebacken werden. Die Zeremonien des Bodenfegens im Hause zielen entweder auf gute Flachsernte ab oder auf Vertreibung des Ungeziefers. Auch das Schlitteln – auf kleinen und grossen Schlitten, manchmal auch auf Eisblöcken – weist auf den Ertrag des Flachsernte durch analoge Schlüsse (Länge des Schlittelweges, Umkippen

des Schlittens). Besonders eingehend und ausführlich behandelt die Verfasserin die bei der Schlittenfahrt gerufenen Verse: sie erbeten sich alles Ernteglück für sich, und das Schlechte möge den Nachbarn treffen. Es hängt, wie die Verfasserin feststellt, mit den Spinnverboten der Fastenzeit zusammen, dass man sich mit der kommenden Flachsernte so sehr beschäftigt: Fastenzeit ist Frühlingsanfang; bis dahin hatte aller Flachs gesponnen zu sein; man fing nun mit dem Weben an. Die Arbeit bringt Vergleiche mit anderen europäischen Ländern. Wildhaber

Karl-Sigismund Kramer, Die Nachbarschaft als bäuerliche Gemeinschaft. Ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. München-Pasing, Verlag Bayerische Heimatforschung, 1954. 104 S.

Der Autor, heute einer der führenden Rechts-Volkskundler, versucht anhand deutscher ländlicher Rechtsordnungen und Quellenzeugnisse der Rechtspraxis in die Wirklichkeit der alten Dorfgemeinschaft einzudringen. K.-S. Kramer verbindet die neue, psychologisch betonte Grundhaltung der Volkskunde mit historischer Forschung. Als Beobachtungsfeld dient ihm die Nachbarschaft, wobei zunächst klargemacht wird, dass die vergangene Nachbarschaft ganz im Gegensatz zur gegenwärtigen (die zu einer Realgemeinde, ja meistens zu einer losen Verbindung ohne rechtliche Funktion geworden ist) auf weiten Räumen des deutschen Sprachgebietes mit der rechtstragenden Gemeinschaft der von alters her ansässigen Bauern, also mit der Bürger- oder Burgergemeinde, wie wir sagen würden, identisch ist. Die vergangene Nachbarschaft wird als Nachfolgerin der alten Markgenossenschaft angesprochen. Soweit wir die Verhältnisse in der Schweiz überblicken (der Verfasser zählt den Grossteil der Schweiz zu den «Nachbarschafts-Landschaften») erweist sich der Übergang von der Markgenossenschaft zur Nachbarschaft bei näherem Zusehen freilich als komplizierter. So waren z.B. manche Bündner Markgenossenschaften ursprünglich Talmarkgenossenschaften, aus denen zunächst Gesamtgemeinden (communitates) wurden. Im späteren Mittelalter entstanden dann als Teilungsprodukte dieser Gesamtgemeinden die Nachbarschaften, die sich zuerst juristisch und z.T. erst später wirtschaftlich ganz von der als Wirtschaftseinheit weiterbestehenden Gesamtgemeinde loslösten. Im Wallis erscheinen manche Alpen, die nachweisbar seit Jahrhunderten Gemeindealpen sind, urkundlich zuerst als Besitz privater Korporationen (sog. Geteilschaften), eine Tatsache, die an der Allgemeingültigkeit der Theorie von der Markgenossenschaft zweifeln lässt.

Der Hauptteil der Arbeit betont den inneren Gehalt dieser Gemeinschaften, soweit er sich aus dem Urkundenmaterial erschliessen lässt. Vor dem Leser entsteht in seiner Ganzheit, was die Forschung nur zu oft streng getrennt hat. Volksbrauch, Rechtsbrauch und Kultbrauch werden wieder in ihrem für das Mittelalter so charakteristischen Zusammenwirken gezeigt. Wir können hier nur die Hauptpunkte erwähnen, die der Verfasser herbeizieht: Strenge der Gemeinschaftsbindungen neben heiliger Unantastbarkeit des Hausfriedens (Strafbestimmungen gegen heimliche Lauscher am Hause des Nachbarn), Wertschätzung und Ehre der Dorfgenossen (Bestrafung und Wiedergutmachung bei Ehrverletzungen), feierliche Aufnahme in die Gemeinschaft (Einstandswein, in Bayern Einstandsbier), Hilfepflicht in wirtschaftlicher Not, bei Katastrophen, jahreszeitliche Feste (Gemeinmahl und Gemeintrunk), Dorfversammlung (deren richterliche Funktion), feierliche Grenzumgänge, Begräbnispflicht beim Tode eines Nachbarn usw. Was die Weistümer verschweigen, wird z.T. aus übrigem Archivmaterial aus der Gegend westlich von München und aus dem Maintal ergänzt, wobei sich der Verfasser bewusst ist, dass gerade das Wesentliche oft unerwähnt bleibt, weil es selbstverständlich war.

Deutlich kommt die erstaunliche Gleichartigkeit dörflichen Daseins für weite Räume zum Ausdruck. Ein Kapitel ist der Nachbarschaft im heutigen Sinne des Wortes, also der Gemeinschaft Nächstanwohnender gewidmet. Sobald der Zweck der alten Nachbarschaft durch die Einführung staatlich gesteuerter Gemeindeverwaltungen weggenommen wurde, als sie aufhörte eine Schicksalsgemeinschaft zu sein, weil das sich entwickelnde Versicherungswesen die Nachbarhilfe überflüssig machte, ver-

lor die Nachbarschaft als rechtstragende Gemeinschaft weitgehend ihren eigentlichen Sinn. Sie wurde zur Nachbarschaft ohne rechtliche Funktion, zur Gemeinschaft Nächstwohnender, die noch bei den Höhepunkten des Menschenlebens, wie Geburt, Taufe und Hochzeit, vor allem aber bei Tod und Begräbnis in Erscheinung tritt.

Der Verfasser ist sich der Gefahr, die alte Nachbarschaft zu idealisieren, wohl bewusst. Aber wir glauben ihm gerne, dass sich die Menschen jener Gemeinschaften nicht nur um Weiderechte gestritten, sondern dass sie oft «ainig miteinander gewesen» und dass «ain Tail dem anndern Lieb gethan, was Ine gefällig». Kann man dem Autor vorwerfen, trotz allem nicht in das «seelische Kraftfeld» der alten Dorfgemeinschaft eingedrungen zu sein? Wir glauben nicht, denn alle von ihm herangezogenen Quellen, von einigen beiläufigen Sätzen, wie der eben zitierte, abgesehen, gehen in ihrer Sprache kaum je über den sachlichen Horizont hinaus. Sie dringen nicht in das humane Zentrum der Gemeinschaft hinein. Um jener Wirklichkeit habhaft zu werden, müssten vielmehr literarische Zeugnisse (man denke etwa an die Lebensbeschreibung Thomas Platters) herbeigezogen werden, und diese sind sehr selten. Die Weistümer dienten dem gesellschaftlichen Zusammenschluss, sie sagen nichts über die tiefere Einheit aus, welche die Soziologen als Gemeinschaft im engern Sinne bezeichnen. Von letzterer gilt, was in Platos Rechenschaftsbericht, welchen er im 7. Briefe gibt, geschrieben steht: «Denn es lässt sich gar nicht wie andere Einzelerkenntnisse in Worte fassen, sondern aus häufigem Beisammensein, das sich um die Sache selbst zusammenschliesst, und aus wirklicher Lebensgemeinschaft wird es im Nu, wie sich aus einem springenden Funken ein Licht entfacht, in der Seele erzeugt, und siehe da! schon nährt es sich aus sich selbst.»

A. Niederer

Marc Leproux, Médecine, magie et sorcellerie. Préface de Arnold Van Gennep. Publié avec le concours du Centre National de la Recherche Scientifique. Paris, Presses Universitaires de France, 1954. 286 S., 7 Abb. 8°. (Contributions au folklore charentais: Angoumois, Aunis, Saintonge).

Wir freuen uns über die warmen Worte der Empfehlung, welche Van Gennep dem Buche vorausschickt, aber es hätte ihrer nicht bedurft: das Buch empfiehlt sich selbst durch die Sorgfalt der Aufnahmen und den Reichtum des Mitgeteilten. In drei Abschnitten schildert der Verfasser die Reaktion des Bauern einer Krankheit gegenüber. Zunächst wird er versuchen, zu den bewährten Mitteln der Volksmedizin zu greifen und durch sie Heilung zu erlangen. Diese Mittel werden geschildert, geordnet nach Krankheiten. Reichen sie nicht aus – d.h., ist die Krankheit durch eine übernatürliche Macht verursacht – geht er zum *panseur*, *toucheur*, *guérisseur*. Dieser Abschnitt wird besonders interessant dargestellt; er ist auch wichtig für Vergleiche mit der Schweiz. Wer ist zum Heilkünstler begabt, wie übt er seine Kunst aus, wie gibt er sie weiter, wie wirkt die Heilbehandlung auf den Heiler selbst ein, welche Segen und Mittel verwendet er, worin besteht der Unterschied zwischen *faux* und *vrais guérisseurs*, zwischen *charlatan* und *panseur:* mit all diesen Fragen setzt sich der Autor eingehend auseinander, auf Grund vieler selbst erfragter Fälle. Ein eigenes Kapitel ist den *panseurs de bétail* gewidmet; wem wären hier nicht Parallelen in der Schweiz bekannt (ich denke an einen Fall in Conters im Prätigau). – Aber auch die Kraft des Heilkünstlers mag versagen; dann bleibt nur noch die Zuflucht zur Magie, zur Hexerei, zum Gegenzauber; es kommen Nagel und Nadel, Rachepuppen und Bildzauber zur Anwendung. Sehr gut ist der Hinweis darauf, dass es nicht nur Leute mit *le mauvais œil* gebe, sondern auch mit *la mauvaise main*. Zur «Gürtung» vergleiche man nun Kretzenbachers schönen Aufsatz «Die Ketten um die Leonhardskirchen im Ostalpenraume. Kulturhistorische Beiträge zur Frage der Gürtung von Kultobjekten in der religiösen Volkskultur Europas»: Festschrift Gugitz (Wien 1954).

Wildhaber

Martha Bauer, Der Weinbau des Nordburgenlandes in volkskundlicher Betrachtung. Eisenstadt, Burgenländisches Landesmuseum, 1954. 197 S., 53 Abb. (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 1).

Die Verfasserin hat sich den Stoff zu ihrer Arbeit grossenteils durch Wanderungen selbst zusammentragen müssen. Damit kommt ein wohltuendes Vertrautsein mit Land und Leuten und mit den Arbeitsvorgängen spürbar in die Abhandlung hinein, andrerseits vermisst man gelegentlich die Ausblicke auf andere Länder. Doch wird man dankbar sein für die schöne, intime Schilderung der Weinbaukultur des nördlichen Burgenlandes, wobei wir vor allem anerkennen möchten, dass neben der Darstellung der Sachkultur auch soziale Fragen und Brauchtumszüge nicht vergessen werden. Wir werden bekannt gemacht mit der Form der Siedelungen in Stadt und Dorf, mit der Anlage von Hof und Haus und deren Bedingtheit durch die Erfordernisse der Weinbauern. Dann hören wir von der Anlage und Pflege der Rebberge und den Flurnamen in diesen Gebieten, von den Arbeiten im Rebberg und auch bei der Most- und Weingewinnung. In eigenen Kapiteln werden die Arbeitsgeräte, Presshaus- und Weinkeller behandelt. Als besonders wertvollen Beitrag möchten wir den Abschnitt über das Weinhüterwesen (wir würden «Rebhüter» sagen) erwähnen: Brauchtum, Pflichten, zeremonielle Hacke, Hüterbaum, Hütten (entweder eigentliche Schlafhütten oder sonst höchst einfache «Aufpasshütten»). – Photos und Zeichnungen sind instruktiv und bieten eine höchst nützliche Ergänzung zum Text[1].

Im Anschluss an die eben erwähnte Arbeit mögen noch einige weitere zum Thema Weinbau beigefügt werden. Den mittelalterlichen Weinbau im Nordtiroler Unterlande hat *Matthias Mayer* beschrieben[2]. Auf Grund von mittelalterlichen Dokumenten, welche dauernd Weinzinse für die drei alten Herrschaften Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg ausweisen, geht der Verfasser dieser Frage weiter nach; er entwirft ein bis ins Einzelne gehendes Bild von Quellenangaben über Weinsaumgilten, Zinsen und Zehnten, Weinmasse, «Lagellehen», den Flurnamen «Garten», alte Steingaden für den Wein, und anderes mehr. – Roger Lecotté weiss die Hefte seines Bulletin folklorique d'Ile-de-France immer sehr anregend und abwechslungsreich zu gestalten; so finden sich in einer Nummer[3] mehrere Aufsätze über den Weinbau und damit zusammenhängende Fragen: *P. Pédelaborde*, Le vignoble de Sartrouville, Seine-et-Oise (Geräte, Weinlese, Weinbereitung); *Roger Lecotté*, Les images parisiennes de saint Vincent (Beschreibung von 8 Abbildungen des Weinpatrons: Imagerie); *Roger Gauthier*, Vendanges et Saint-Vincent en Orléanais (Weinlese). – Eine reiche Auslese zum Wortschatz des katalanischen Weinbaus in der Gegend von Perpignan in Südostfrankreich, mit Sprichwörtern, Redensarten, Wetterregeln, Windnamen, bringt *Enric Guiter*, Vocabulari de la cultura de la vinya al Rosselló[4]. – Über Ausdrücke und Rebbergarbeiten im Gebiet von Lyon kann nun *P. Gardette*, Atlas linguistique et ethnographique du Lyonnais[5] herangezogen werden. Wildhaber

Emil Hensler, Die Landwirtschaft im Zillertal mit besonderer Berücksichtigung der Almwirtschaft. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1953. 202 S., 11 Anlagen. (Schlern-Schriften, 116).

Diese Arbeit ist als Dissertation am Geographischen Institut der Universität Innsbruck entstanden; sie gehört in den Bereich der «géographie humaine»; dass sie als Vergleichsstudie mit schweizerischen Alpwirtschaftsabhandlungen willkommen ist, liegt auf der Hand. Vielleicht müssen wir uns aber doch eine kleine kritische Bemerkung erlauben: die wegleitenden, schweizerischen Bücher von Stebler und Weiss sind

---

[1] Einwände von burgenländischer Seite gegen die Arbeit s. bei der Buchbesprechung durch Alfred Ratz: Burgenländische Heimatblätter 17 (1955) 40–44.

[2] *Matthias Mayer*, Der mittelalterliche Weinbau im Nordtiroler Unterlande. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1952. 148 S. (Schlern-Schriften 95).

[3] 15 (1953) 539–548. 549–554. 555–557.

[4] In: Anales del Instituto de Lingüística 5 (1952; publ. 1953) 83–132, 4 Karten, 2 Abb.

[5] Vol. I (Lyon 1950), Karten 186–224.

dem Verfasser leider nicht bekannt geworden; wie viel einfacher wäre es gewesen, die Definition der Alp von Weiss zu verwenden, als sich lange damit abzumühen (S. 38ff.). Für uns ist aber bedeutsam, dass die heutigen Alpverhältnisse in einem Gebiet Österreichs dargestellt werden, das noch verhältnismässig viele ältere Züge aufweist; der Verfasser schildert die Besitzverhältnisse, die verschiedenen Bewirtschaftungssysteme, die Zusammenhänge zwischen Alp- und Talwirtschaft, das Verhältnis der Grösse des Betriebes zum Hof (man vergleiche dazu auch den Aufsatz von Torsten Gebhard, Bauernhofform und Betriebsgrösse in Bayern: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1954, 7–17). Als Besonderheit möge beim Alppersonal der Beruf des sogenannten «Putzers» (S. 104) erwähnt werden. Wildhaber

Aufsätze über Schäfer und Schafzucht

Auf Grund einer Frageliste über Schäfer und Schafzucht hat das Archiv für westfälische Volkskunde eine Reihe von sehr interessanten Berichten erhalten, welche von Martha Bringemeier zusammengestellt und herausgegeben wurden[1]. Es sollten alle Teile Westfalens zum Wort kommen; durch die wortgetreue Wiedergabe der eingesandten Aufsätze gelangt die lebensnahe und wirklichkeitstreue Schilderung oft sehr schön zum Ausdruck; in anderen Berichten wird nicht mehr Selbsterlebtes, sondern nur Gehörtes und Erfragtes aufgezeichnet. Die Darstellung richtet sich natürlich nach dem Schema der Fragebogen: die Stellung des Schäfers, seine Kleidung und Ausrüstung, die Betreuung der Herde, Hürden, Schäferkarren, Schäferhund, Tierkrankheiten, Schafwäsche und Schafschur, Schäferzünfte und Feste sollten beschrieben werden. Um gleich den letzten Punkt vorwegzunehmen: über solche Zünfte hat sich ungefähr nichts finden lassen; um so reichlicher aber sind die Ergebnisse über die Person des Schäfers seine Kenntnisse von Tieren und ihren Krankheiten, überhaupt vom Wissen über das «Besonders-Sein» des Schäfers. Für diese Punkte erwies sich die Fragestellung der Enquête als psychologisch sehr gut. Zum Sachlichen wird viel – und mehr oder weniger immer Ähnliches – gesagt über die Wäsche der Schafe und die nachfolgende Schur, über den Schäferkarren; dann finden sich auch Bemerkungen über die Wanderschäferei und die Transhumance. Hübsch ist der letzte Bericht über die «Kaitkes», die Spielzeugtiere aus Knochen, die wir in der Schweiz als «Beinechüe» kennen.

Schon seit längerer Zeit befasst sich Wolfgang Jacobeit mit dem Schäfer und der Schäferei[2]. In einem Aufsatz «Beiträge zu einer Volkskunde des Schäfers»[3] versucht er auf Grund von Wörterbüchern und Archivmaterial zunächst ein Bild vom Stand des Schäfers zu entwerfen in seiner Über- oder Unterordnung gegenüber dem «Hirt» (es würde sich lohnen, dieser Frage mit vergrössertem historischem und geographischem Material noch eingehender nachzugehen), dann schildert er verschiedene Schäfertypen und schliesslich kommt er auf die eigenartige zünftige «Unehrlichkeit» des Schäfers zu sprechen. Ein Eingehen auf Feste und Brauchtum des Schäfers behält der Verfasser sich für eine grössere, abgerundete Arbeit vor.

---

[1] Über Schäfer und Schafzucht. Berichte. Aus den Beständen des Archivs für westfälische Volkskunde zusammengestellt von *Martha Bringemeier*. (Als Manuskript vervielfältigt.) Münster (Westfalen), Volkskundliche Kommission, Fürstenbergstrasse 17, 1954. 114 S., 19 Abb., 1 Karte.

[2] Man vergleiche neuerdings seine Besprechung von Henn Pohlhausen, Das Wanderhirtentum und seine Vorstufe, Braunschweig 1954, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 3 (1955) 70. (Von Henn Pohlhausen stammt auch: Nachweisbare Ansätze zum Wanderhirtentum in der niederdeutschen Mittelsteinzeit: Zeitschrift für Ethnologie 78 [1953] 64–82). – Ferner: Transhumanz und Wanderschäferei. In: Völkerforschung. Vorträge der Tagung für Völkerkunde an der Humboldt-Universität Berlin vom 25. bis 27. April 1952, Berlin 1954, 70–77.

[3] In Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 1 (1954) 150–161.

Über Schäferleben und die Kultur eines eigentlichen Schäferdorfes in Spanien berichtet Gervasio Manrique[1]; über Schafzucht (und Viehzucht im allgemeinen) in einem Gebiet von Salamanca schrieb Luis L. Cortés y Vázquez einen Aufsatz[2]. R. Violant i Simorra, der Konservator am Museo de Industrias y Artes Populares von Barcelona, geht in seiner Studie über Schafe und Schafzucht[3] im wesentlichen von den Wortbedeutungen und der Worterklärung aus. Er forscht allem nach, was sich auf Schafe bezieht: den Benennungen der Einzeltiere und der Herde, der Körperteile, vor allem aber den Schafkrankheiten, verbunden mit Angaben über die volkstümlichen Heilmittel.

Mit dem ausserordentlich wichtigen Problem der Transhumance, das schon öfters untersucht worden ist, hat sich in jüngster Zeit wiederum A. Jorge Dias für Portugal befasst, auf Grund von sorgfältigen bibliographischen Studien und eigener Sachkenntnis, in einem Bericht «Les troupeaux transhumants et leurs chemins»[4]. Die Transhumance ist zwar auch in Spanien und in Portugal im Rückgang begriffen; sie wird aber doch immer noch ausgeübt; mit ihr ist ein verwickeltes Durchgangs- und Weiderecht verbunden. Von Jorge Dias stammt auch eine kleine, sehr schöne Schilderung der ganz primitiven Schäferhütten, die – mehr nur als Zufluchtshütten und als Unterkunft für kurze Zeit – entweder in die Erde hineingegraben oder dann mit ein paar aufgeschichteten Steinblöcken und Platten gebaut sind[5]. Die eigentliche Schlafstätte für den Schäfer ist sonst der «Schäferkarren». Darüber schreibt Hilmar Stigum[6]; er fand 1934 noch einen solchen Karren in Norwegen, der wohl als der letzte erhaltene Schäferkarren des Landes bezeichnet werden darf. Früher müssen sie häufiger gewesen sein; auch für Norwegen stehen sie in Zusammenhang mit der weit verbreiteten Sitte, die Tiere in transportabeln Pferchen nächtigen zu lassen, wobei sie dann den Boden düngen. Nach Stigums Ansicht hat sich diese Sitte bereits in prähistorischen Zeiten von einem gemeinsamen Zentrum aus ausgebreitet; weiteres lässt sich darüber allerdings noch nicht sagen. Zum Schäferkarren in Bulgarien ist ein kleiner Aufsatz von Hr. Vakarelski «La „Maison du Berger" chez Alfred de Vigny et la chaumière „komarnik" chez les bulgares»[7] heranzuziehen. – Auch ein Aufsatz von Paul Wirth über «Die Wanderschäferei in der Schweiz»[8] möge hier aufgeführt sein.

Eine frische, anschauliche Beschreibung einer Schafscheide gibt Ernst Burgstaller[9] aus eigenem Miterleben heraus. Er schildert das Tun und Treiben während eines solchen Tages und führt jeweils die dazugehörigen Wörter und Ausdrücke bei. Dazu noch berichtet er vieles von den verwendeten Schafzeichen: den Ohrzeichen und weiteren Kennzeichen (Lederflecken und Farbflecken); zahlreiche Abbildungen dieser Ohrzeichen aus alten Gemeindebüchern sind beigegeben. Wildhaber

---

[1] San Pedro Manrique; cultura popular pastoril. In: Revista de Dialectología y Tradiciones Populares 8 (1952) 494–552, 4 Taf., Karte.

[2] Ganadería y pastoreo en Berrocal de Huebra, Salamanca. In: Revista de Dialectología y Tradiciones Populares 8 (1952) 425–464. 563–595, Abb.

[3] El nom, les habituds, les funcions biològiques i les malalties de les ovelles al Pallars Sobirà. In: Homenaje a Fritz Krüger, Bd. II (Mendoza 1954) 135–152.

[4] Extrait du Compte Rendu du XVIe Congrès International de Géographie, Lisbonne 1949 (Lisbonne 1951) 23–32, 8 Photos auf 4 Taf.

[5] Abrigos pastoris na Serra do Soajo. In: Trabalhos de Antropologia e Etnologia 12 (1950) 350–354, 5 Abb.

[6] Grindgang og grindhus. In: By og bygd 6 (1948/49); Sonderdruck 20 S., 9 Abb.

[7] In: Laos 2 (1952; publiziert 1953) 93–98, 3 Abb.

[8] In: Geographica Helvetica 6 (1951) 233–237, 2 Abb.

[9] Schafmusterung im Salzkammergut. In: Oberösterreichische Heimatblätter 8 (1954) 64–78, 4 Abb.

Adalbert Klein, Rheinisches Steinzeug des 15. bis 18. Jahrhunderts. 32 S. Text, 25 Abb. auf Taf. – *Herbert Nagel*, Kachelöfen des 15. bis 17. Jahrhunderts. 32 S. Text, 22 Abb. auf Taf. – *Martin Boyken*, Fliesen und gekachelte Räume des 17. und 18. Jahrhunderts. 32 S. Text, 35 Abb. auf Taf. – Alle drei: Darmstadt, Franz Schneekluth Verlag, 1954 (Wohnkunst und Hausrat, einst und jetzt, 9, 8, 13).

Der Verlag hat mit diesen gefälligen, hübsch ausgestatteten Bändchen eine geschickte Hand gehabt: der Text ist von Fachleuten in knapper, aber sehr sorgfältiger und gründlicher Weise geschrieben und dient als gute Einführung; die Abbildungen sind photographisch ausgezeichnet und bieten auf jeden Fall einen ersten Überblick. Anmerkungen und meist auch ein Literaturverzeichnis sind beigegeben; die Herkunft der Abbildungen ist dokumentiert; es sind also in jeder Weise die Bedingungen erfüllt, die man gerne auch für kleine Handbücher angewandt sähe und leider nur zu oft vermisst.

Vor etwa 30 Jahren hat Karl Koetschau sein schönes, grosses Tafelwerk über das Rheinische Steinzeug veröffentlicht. Seither hat die Forschung verschiedenes, was Herkunft und Zuweisung betrifft, exakter herausarbeiten können. Steinzeug – das nicht mit Steingut zu verwechseln ist: Scherben und Aussehen sind anders – ist in Ostasien bereits seit etwa dem 7. nachchristlichen Jahrhundert bekannt; in den Rheinlanden kann man erst im 15. Jahrhundert mit Sicherheit von seiner Herstellung dort sprechen. Der Verfasser zeigt uns die Entwicklung von den einfachen Krugformen mit den blossen Drehrillen und den charakteristischen, mit dem Daumen gedrückten Fussrand, zu den Verzierungen durch Auflagen, die mehr und mehr überwuchern und trotzdem die schöne Form der Keramikgefässe nicht sprengen. Text und Abbildungen zeigen diese Entwicklung sehr einleuchtend. Das gilt auch für das Bändchen über die Kachelöfen. Süddeutschland und die Schweiz waren im wesentlichen der Raum, in welchem die Entwicklung und künstlerische Gestaltung des Kachelofens sich vollzieht; hier sind auch die berühmten Hafner und Töpferfamilien, bei denen sich eigentliche Künstler finden, die in ihrem Schaffen den Bildhauern gleichzusetzen sind. Sie liefern denn auch ihre Öfen in die Schlösser und die Häuser begüterter Stadtfamilien. In Bauernstuben finden daneben weiterhin die Napfkachel- und Nischenkachelöfen Anwendung; in der Stadt allerdings wird der Kachelofen gegen Ende des 17. Jahrhunderts von den damals beliebten, aus eisernen Platten gefügten Öfen in den Hintergrund gedrängt. Auch der fabrikmässig hergestellte Fayence- und Porzellanofen erscheint, und damit zieht sich der Kachelofen wieder in die Häuser des Alpengebietes zurück. – Für die Fliesen und gekachelten Räume in Holland hat Ijsbrand Kok in der Heemschutserie (Nr. 67) des Verlages Allert de Lange in Amsterdam im Jahre 1949 ein Bändchen «De hollandse tegel» herausgegeben. Von den Niederlanden geht denn auch Boyken aus; er weist den Zusammenhang mit italienischen Fayencekünstlern auf. Ihn interessieren auch die soziologischen Fragen, wieso wohl Fliesen zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten modemässig aufkamen. Auch die Schablonenmalerei der Fliesen wird vom Verfasser dargestellt und dabei auf die Vorbilder aus der «hohen» Kunst hingewiesen. Die Kachelung mit Fliesen ist im Pesel des niederdeutschen Marschenhauses sehr beliebt geworden und auch heute noch in manchen Gegenden, wie etwa in den Vierlanden bei Hamburg, in beinahe jedem Haus zu finden. Der Verfasser gibt ebenfalls einen guten Überblick über die deutschen Fliesenmanufakturen.

Wildhaber

Arbeiten über Pflüge

Emil Werth, Grabstock, Hacke und Pflug. Versuch einer Entstehungsgeschichte des Landbaues. Ludwigsburg, Verlag Eugen Ulmer, 1954. 435 S., 231 Abb., 25 Karten.

Mit diesem Buche liegt das Lebenswerk eines Gelehrten von umfassendem Weitblick vor; nur aus intensiver Beschäftigung mit dem Stoff und all den damit zusammenhängenden Problemen durch Jahrzehnte hindurch ist diese riesige Arbeit möglich geworden. Es geht hier wirklich um «Kultur», *cultura*, den Landbau. Von den Früh-

zeiten bis in unsere Tage erstreckt sich die zeitliche Spanne; geographisch wird die gesamte Erde einbezogen. Besonders ergiebig wirkt sich aus, dass der Verfasser von Haus aus Botaniker, Pflanzengeograph und Geograph war, und gerade hier zeigt sich auch seine überlegene Sicherheit und Zuverlässigkeit, so dass wir sein Buch unbedenklich in die Reihe der klassischen Ackerbaubücher (Hahn, Leser u.a.) stellen dürfen. Werth ist von Eduard Hahn angeregt worden; von dessen Problemstellung geht er aus und setzt sich nun mit der Herkunft und den Zusammenhängen von Hackbau und Pflugbau und den für sie charakteristischen Kulturpflanzen und Haustieren, mit Arbeitsteilungen zwischen Frau und Mann, mit den begleitenden Techniken und Gewerben (Töpferei, Weberei, Gärungen, Bauten, Transportmittel) auseinander. Wir müssen uns versagen, auf seine Auffassungen einzugehen. Auf eines aber möchten wir doch hinweisen: die Beziehungen zwischen Jäger, Sammler, Bauer, Hirt (auch Senn und Küher) werden neuerdings aufgerollt und im grossen Überblick untersucht. Damit ergeben sich gerade auch für die Schweiz wichtige Einsichten. – Wenn im folgenden einige Punkte etwas beanstandet werden, so möchte damit dem Wert des Buches als einer umfassenden Schau beileibe nicht nahegetreten werden. Der Verfasser sagt selbst, dass ihm durch den Verlust seiner Bibliothek während des Krieges genaue Nachkontrollen nicht möglich waren; es war ihm wohl auch die Beiziehung der neueren Literatur (nennen wir etwa Aitken, Bratanić, Caro Baroja, Dias, Erixon, Jirlow, Payne, Steensberg, Violant i Simorra) zu beschwerlich; auf jeden Fall kennt er sich hier gar nicht aus[1]; eine Literaturübersicht fehlt leider; für die Transhumance ist die Literaturkenntnis etwas spärlich; die guten neuen Jocharbeiten von Mörgeli und Jacobeit sind nicht beigezogen. In Einzelheiten ist der Verfasser oft etwas ungenau; ein Satz wie «In der Schweiz gehört das Almland vielfach als ‚Almendland' [sic!; meint Werth ‚Almend' gehöre zu ‚Alm'?] dem Kanton und steht allen Bürgern zu freiem Weidegang und gemeinsamer Nutzung offen» (S. 113) ist falsch; Verallgemeinerungen wie «... im Wallis ... zieht das ganze Dorf sommersüber auf die Alm» (S. 114) sind unrichtig und gefährlich. Im Satz «Im allgemeinen ist die Alp einem Sennen unterstellt. So auch in der Schweiz – daher der Berufsname ‚Schweizer'» (S. 114) ist die sprachlich-logische Ableitung nicht korrekt. Falsch ist die Bezeichnung von Triesenberg im Liechtensteinischen als Sommerdorf (S. 114): Triesenberg ist ein währschaftes Bauerndorf; mit dem Sommerdorf dürfte die Alp Gross-Steg gemeint sein. – Diesen Bemerkungen soll aber nicht etwa Gewicht beigelegt werden: es sind blosse Schönheitsflecklein.

In einer kleinen, aber gewichtigen und sorgfältigen Studie legt uns Henri Polge[2], der Konservator des Museums von Auch, das vor, was er zum gaskognischen Pflug zu sagen hat: zum *araire (aratrum)*, nicht zur *charrue (carruca)*, zum Pflug also ohne Radgestell oder angehängtem Wagenteil. Er gibt geschichtliche Notizen, Angaben über die Herkunft, die geographische Verbreitung und die Namen dieses Pfluges und seiner einzelnen Teile. Mit diesem Aufsatz bietet Polge einen beachtenswerten Beitrag zur Gesamtgeschichte des Pfluges. Wildhaber

---

[1] Hier springt nun ein eben erschienenes Buch in höchst willkommener Weise in die Lücke: *André G. Haudricourt* et *Mariel Jean-Brunhes Delamarre*, L'Homme et la charrue à travers le monde. Paris, Gallimard, 1955. 506 S., 178 Abb., 6 Karten, 16 Taf. mit 57 Abb., Bibliographie. (Collection «Géographie humaine», 25). Ganz ausgezeichnete Arbeit! – Es ist auch darauf hinzuweisen, dass sich nun ein permanentes Institut für Pflugforschung in Kopenhagen befindet (Nationalmuseet, 3. Afdeling: Dansk Folkemuseum; Leiter: Axel Steensberg, Sekretär: Peter Michelsen).

[2] *Henri Polge*, L'araire gascon. Auch, Imprimerie F. Cocharaux, 1952. 23 S.

Arbeiten auf dem Gebiete der Volkskunst

Wir müssen hier an erster Stelle das prächtige Bildheft von Erich Meyer-Heisig[1], dem Hauptkonservator am Germanischen National-Museum in Nürnberg, erwähnen. Er hat uns bereits zwei Jahre früher mit seiner schönen Arbeit über die deutsche Bauernstube erfreut. Im Zusammenhang mit der Neu-Aufstellung seiner Museumsabteilung ist nun auch dieses neue Buch entstanden, das mit seiner klaren und straff gefassten Einleitung das Verständnis für die Volkskunst fördern und mit seinem Bildteil auf die bunte, bewegte Schönheit der Objekte hinweisen möchte. Der Verfasser spannt seinen Bogen weit: Möbel und Geräte, Töpferwaren, Tracht und Schmuck, Objekte des Brauchtums aus Jahres- und Lebenslauf und Werke der religiösen Volkskunst sind einbezogen. Er will auch landschaftlich möglichst viele Gebiete berücksichtigen; so finden sich denn auch Gegenstände aus Österreich, Böhmen und der Schweiz. Bei den schweizerischen Objekten müssen wir allerdings eine kleine Aussetzung machen: die Maske der Abbildung 79 stammt vom unlängst verstorbenen Schnitzer Willi in Domat/Ems; die Bezeichnung «Graubünden» ist zwar geographisch richtig, inhaltlich aber irreführend; denn der Kanton Graubünden kennt schon längst keine getragenen Holzmasken mehr; die Datierung «19. Jahrhundert» wird der Patina eines Kunsthändlers zu verdanken sein. Es wäre wünschenswert, wenn die führenden Museen endlich mit diesen sogenannten Graubündner Masken aufräumen würden. Die Abb. 93 ist wohl versehentlich als Garnhaspel bezeichnet; es handelt sich um eine Garnwinde (übrigens um ein prachtvolles Stück, das den norddeutschen Pferdekopf-Schmuck in wirkungsvollster Weise zeigt). Wir haben allen Grund, dem Verfasser für seine so geschmackvoll ausgelesene Zusammenstellung dankbar zu sein.

Früher gab es auf dem Gebiet der Volkskunst die vorbildliche Sammlung «Deutsche Volkskunst». Einer der besten Bände darin war derjenige über Sachsen, verfasst von Adolf Spamer. Von diesem Band ist kürzlich eine 2. Auflage herausgekommen[2], welche gegenüber der 1. (von 1943) um einige Bilder, vor allem aber um farbige Tafeln erweitert worden ist. Mit der Umarbeitung des Textes hat Spamer bis kurz vor seinem Tode sich immer wieder abgegeben.

Ebenfalls regional begrenzt ist das Heft von Friedrich Sieber[3], das die Möbelkunst der Oberlausitz vorführen möchte. Schon längere Zeit erkannte man, dass ein ganz ausgeprägter Möbeltyp um 1730–1800 (meist handelt es sich um bunt bemalte Schränke) das Vorhandensein einer grösseren Werkstatt bedinge. Der Verfasser legt diese in überzeugenden Ausführungen nach Herrnhut, welches damals auch Mittelpunkt der dörflichen Weberei im weiten Umkreise war. Die führende Werkstatt war durch Jahrzehnte hindurch diejenige des Brüderhauses. Ihrer Produktion geht der Verfasser nach; er beschäftigt sich mit den dortigen Meistern, aber auch mit den Käufern. Dann folgt die technische und ornamentale Analyse und Beschreibung der Möbelstücke. Ein Bestandsverzeichnis von 91 Nummern macht den Beschluss. Die beigegebenen Abbildungen – vor allem die farbigen – sind sehr schön.

Im Vorbeigehen sollen auch drei hübsche Büchlein aus dem süddänischen Museum Tønder gestreift sein; sie stammen von dessen Leiter Sigurd Schoubye. Das eine – «Folkekunsten på Tønderegnen»[4] – schildert die südjütländische Volkskunst in Wort

---

[1] *Erich Meyer-Heisig*, Deutsche Volkskunst. Mit einem Geleitwort von Ludwig Grote. München, Prestel Verlag, 1954. 48 Textseiten, 102 Abb. auf Taf., 4 Farbtafeln. 21 × 23,5 cm.

[2] *Adolf Spamer*, Sachsen. Text und Bildersammlung. 2. neubearbeitete Auflage. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1954. 114 S. Text, mit Abb.; 262 Bilder auf Taf.; 12 Farbtafeln. (Sammlung Deutsche Volkskunst).

[3] *Friedrich Sieber*, Bunte Möbel der Oberlausitz. Berlin, Akademie-Verlag, 1955. 58 Textseiten; 1 Karte; 22 (teilweise farbige) Abb. auf Taf. 4°. DM 13.40 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 6).

[4] Tønder, Tønder Museum, 1955. 48 S., 48 Abb.

und Bild; es geht hauptsächlich auf die Beziehungen und den kulturellen Austausch zwischen Schleswig-Holstein und Jütland ein; wir stossen denn auch bei den Truhen und Schränken, den Mangelbrettern und Haubenschachteln auf Objekte, deren genaue Zuweisung schwer hält. Mit diesen Möbeln befasste sich auch ein früher erschienenes Heft «Gamle møbler fra Tønderegnen»[1]. Das dritte Heftchen endlich beschreibt eine sehr interessante Prangerfigur, eine Art Gerechtigkeitsfigur mit Schwert (Zusammenhang natürlich mit Rolandsfiguren)[2].

Wenden wir uns nun Spanien zu. Neben dem Prachtswerk von J. Subías Galter über spanische Volkskunst und den Studien von Juan Amades über einzelne Abschnitte hat sich vor allem R. Violant Simorra schon mehrmals damit beschäftigt, ganz besonders mit der Volkskunst Katalaniens, die ihm auf Grund seiner Museumstätigkeit restlos vertraut ist. In einem neueren Buche[3] gibt er einen hübschen und handlichen Überblick über die gesamte spanische Volkskunst; er teilt sie ein in Abschnitte über Hirtenkunst, Holzarbeiten, Korbflechterei, Keramik, Eisenarbeiten, Spiel und Spielzeug, Musikinstrumente, Tanz und Volkstheater, Votivalien, Krippen und Imagerie (volkstümliche Drucke aus den verschiedensten Gebieten). Interessant sind die Hörner, die im Baskischen als Melkgefässe verwendet werden. Zu diesen vergleiche man den neuen Museumsführer von Marguerite Le Bondidier und Gaston Balencie, Catalogue illustré du Musée Pyrénéen du Château-fort de Lourdes (Zaragoza 1953; Textband und Abbildungsmappe; Tafel 9).

Auf dem Gebiete der Volkskunst hat Ungarn früher schon, aber auch wieder im Laufe der letzten Jahre, Schönes und Anregendes herausgebracht, manchmal nur in Abhandlungen über kleine Gebiete, gelegentlich auch in Zusammenfassungen. Ein sehr schönes, auch drucktechnisch sauberes Buch der ungarischen Volkskunst ist kürzlich herausgekommen[4]. Neben der (von mir zitierten) ungarischen Textfassung gibt es auch anderssprachige. Das Hauptgewicht ist entschieden auf das Bildmaterial verlegt; es bietet fünf Abschnitte: Keramik (mit schönen Gesichtskrügen und einer reizenden Dreitönnchenpyramide), Hirtenkunst und Holzschnitzerei (mit hervorragenden figürlichen Ornamenten), Möbel, Textilien (Stickereien, Ornamente) und Tracht (Hirtentracht). Guter Einführungsband. – Mit der ungarischen Hirtenkunst, den Holzschnitzereien, vor allem den Hirtenstäben und den Kästchen, befasst sich ein weiteres Heft[5] mit reichem und instruktivem Bildmaterial; leider ist der ungarische Text in keine andere Sprache übertragen. Wildhaber

Arbeiten über Textilien und Trachten

Josef Vydra, Der Blaudruck in der slowakischen Volkskunst. Prag, Artia, 1954. 183 S., mit 162 meist ganzseitigen, teilweise mehrfarbigen Abb. und Tafeln. 4°.

Wir können hier ein Buch anzeigen, das nicht nur in seiner äusseren Aufmachung hervorragend schön ist, sondern das auch willkommen ist wegen der Zuverlässigkeit des Textes und den reichlichen, ausgewählten Ornamenten. Der Verfasser bietet zuerst eine Geschichte des Blaudrucks und der Reserveverfahren – unter anderem erwähnt er auch das noch heute in der Slowakei verwendete Einschnüren von Steinchen in das Leinengewebe –, er berichtet von Färbern als Formenschneidern für ihre Druckmodel; ferner erhalten wir genaue Angaben über die Technik des Bedruckens, die Zubereitung der Druckmassen, über die Färberküpen, über Indigo und weitere Druckfarben,

---

[1] Tønder, Tønder Museum, 1951. 20 S., 24 Abb.

[2] Om kagmanden fra Tønder. Tønder Museum, 1950. 12 S., Abb.

[3] *R. Violant Simorra*, El arte popular español. A través del Museo de industrías y artes populares. Barcelona, Aymá, 1953. 151 S., 56 Abb., 20 Taf. 8°.

[4] Magyar népi díszítőművészet [Angewandte Volkskunst aus Ungarn]. Budapest, Képzőművészeti Alap Kiadása, 1954. 44 S. Text, 208 (teilweise farbige) Abb. auf Taf.

[5] *János Manga*, Egy dunántúli faragó pásztor. Budapest, Művelt nép könyvkiadó, 1954. 32 S. Text mit 32 Abb., 24 Taf. 4°. (Magyar népművészet, 16).

über die Verwendung der Blaudrucke in der Tracht und im häuslichen Leinenzeug, und schliesslich über die gebräuchlichen Ornamente. Neben diesem höchst instruktiven Einführungstext stellt das Bildmaterial aber das schwerwiegende Hauptgewicht dar; es finden sich hier Abbildungen über die Technik des Druckes, vor allem aber die ganze bunte, erstaunliche Mannigfaltigkeit und erlesene Schönheit der Drucke mit ihren Mustern und in ihrer Anwendung für Trachtenteile und häusliches Leinen. Auch die Bildlegenden zeugen von der Sorgfalt des Verfassers und seiner sicheren Beherrschung des Stoffgebietes.

Wir möchten daneben ein Bändchen erwähnen, das es hinsichtlich Umfang und Ausstattung zwar nicht mit dem vorhergehenden aufnehmen kann, das aber trotzdem eine ausserordentlich reizvolle Zusammenstellung von Stickerei-Motiven aufweist, und zwar aus den gebirgigen Gebieten in der Umgebung von Salamanca[1]. Die Einleitung gibt eine knappe, klare Übersicht über die Rohmaterialien, die verschiedenen Stick-Stiche, vor allem aber über die Kompositionselemente aus der Geometrie, der Tier- und Pflanzenwelt und der Heraldik. Im Bilderteil wird dann die ganze Reichhaltigkeit dieser Motive sehr schön ausgebreitet. Wir sehen die herrliche Unbekümmertheit, mit der die Schwänze der Tiere in Pflanzenformen übergehen, wir sehen das Übergleiten von geometrischen Bestandteilen zu belebten Tier- und Pflanzenwesen. Eine erfreulich frische Volkstümlichkeit strömt uns entgegen. Wir möchten gerade auch jene auf dieses Bändchen aufmerksam machen, welche die folklore appliqué ganz besonders pflegen: sie werden Genuss an den vergnügten und doch prächtig ruhig-ausgeglichenen Linien und Formen empfinden.

Und noch einmal dürfen wir ein ausnehmend schönes Bändchen erwähnen, dessen zahlreiche farbige Abbildungen von beachtenswerter Qualität sind[2]. Eine wahrhaft begeisternd schöne Welt von spätmittelalterlichen, religiösen Stickereien tut sich uns bei ihrer Betrachtung auf. Bei vielen dieser Stickereien wird es sich bestimmt um Klosterarbeiten handeln. Jede Abbildung ist mit kurzen Anmerkungen versehen, welche Auskunft geben über Alter, Herkunft, Aufbewahrungsort, Motive und Technik. Auch die verschiedenen Stickausführungen in Brokat, Goldfäden oder auch mit Perlen sind erwähnt.

Kustaa Vilkuna weitet eine Besprechung eines Buches über finnische Spitzenklöppelei zu einem aufschlussreichen Aufsatz über «Finnische Spitzen» aus[3]; er fügt gute Abbildungen über finnische Klöppelkissen und Klöppelrocken bei. Seine Abhandlung zeigt, wie in Finnland die Klöppelkunst zur Hauptsache im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts verschwindet, gleichzeitig mit den alten Volkstrachten.

Über «Spinnen und Weben im pommerschen Platt» bietet Hans-Friedrich Rosenfeld eine vorzüglich und klar geschriebene Abhandlung[4], die neben den sorgfältig aufgezeichneten sprachlichen Belegen auch detaillierte Beschreibungen von Arbeitsvorgängen und Geräten aufweist (Spindel, Weife, Spinnrad, Haspel, Spule, Scherrahmen, Webstuhl). Interessant ist die Bezeichnung «Wollkratzer» für das üblicherweise mit dem Namen «Karden» bezeichnete Gerät, während «Wollkratzer» bei uns für ein anderes Gerät verwendet wird (oder eher: wurde). – In ganz ähnlicher Art

---

[1] *Lorenzo González Iglesias*, El Bordado Popular Serrano. Salamanca, Centro de Estudios Salmantinos, 1952. 30 S. Text, 34 Abb. auf Tafeln.

[2] Les trésors de la broderie religieuse en Tchécoslovaquie. Mit 2 Aufsätzen von *Zoroslava Drobná* und *Bohumír Lifka* (L'Enfant-Jésus de Prague). Prag, Sfinx, 1950. 63 S. Text; 103 schwarze und farbige Abb. auf Taf. 8°. Französische Übersetzung. – Interessenten mögen nicht verfehlen, sich auch den nachstehenden Band anzusehen: *Hana Volavková*, The Synagogue Treasures of Bohemia and Moravia. Prag, Sfinx, 1949. XX, 39 S. Text; 97 schwarze und farbige Abb. auf Taf.

[3] In: Studia Fennica 6 (1952) 259–275, 10 Abb.

[4] In: Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Ser. B, Bd. 84, 23 (Helsinki 1954) 463–511.

geht Poul Andersen[1] vor. Ihn leiten für seine Arbeit am dänischen Wörterbuch in erster Linie sprachliche Gesichtspunkte. Er stellt sie nun in klarer und übersichtlicher Weise für das Weben und die zugehörigen Geräte (hauptsächlich Scherrahmen und Webstuhl) zusammen. Das Heftchen ist als eingehender «Sprach-Sach-Fragebogen» gedacht.

In einem dänischen Buch von H. P. Hansen über Strumpfstrickerei und Strumpfhandel[2], dessen Hauptteil das Herauswachsen aus der Heimarbeit zur eigentlichen Industrie darstellt (auf S. 92 findet sich eine Strickmaschine aus der Mitte des letzten Jahrhunderts), ist für uns der erste Teil wichtig, weil er die Gewinnung des Rohmaterials beschreibt, ferner die gesamten textilen Geräte mit ihrer Verwendung (Karden, Spindel, Spinnrad, Spulenhalter, Spulrad, Haspel, Winde, Knäuelholz, Handhaspel). Sogar ein Kapitel über die Herstellung von Karden und Spinnrocken findet sich darin. – Ein knappes Heftchen von Lajos Szolnoky über ungarische Rockenstab-Blätter und Spindeln[3] bringt eine Reihe schöner Abbildungen; der Text ist ungarisch geschrieben mit einer Zusammenfassung in russischer Sprache.

Über polnische Trachten kann man sich nun orientieren in den gut dokumentierten Lieferungen des auf 5 Bände geplanten, grossangelegten polnischen Trachtenatlas (Atlas polskich strojów ludowych, hrsg. Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, Poznán). Die Einzelhefte (uns liegen 12 vor, aus den Jahren 1949–1954) bringen zahlreiche, teilweise farbige Abbildungen von älteren und neuen Trachten und Trachtenteilen; wertvoll sind die häufigen soziologischen Angaben über deren Träger. Jedes Heft enthält Zusammenfassungen und Bilderklärungen in französischer oder englischer Sprache. Im allgemeinen wird zuerst die heutige trachtenmässige Lage des betreffenden Gebietes geschildert; daran schliesst sich ein historischer Rückblick. Darauf bringen sie bis ins Einzelne gehende Beschreibungen der Männer- und der Frauentracht, wobei auch die Zutaten berücksichtigt werden. – Die bulgarischen Trachten werden uns in einem Tafelwerk von Maria Veleva[4] nahegebracht; die meisten stammen aus dem 19. Jahrhundert, einige sind modern. Uns fällt vor allem die Buntheit und Farbenfreudigkeit dieser Trachten auf. Interessant ist das Zusammenspiel von mohammedanischen und westbalkanischen Einflüssen. Sehr schön sind die 20 Tafeln mit Stickereien, welche zu Trachtenteilen gehören (Hemd, Schürze, Strümpfe usw.). – Eine kleine, deutsche Trachtenfibel ist vom Zentralhaus für Volkskunst in Leipzig herausgegeben worden[5]; sie soll in erster Linie praktischen Zwecken dienen. Um den Volkstanzgruppen die Möglichkeit zu bieten, mit bunten, wohlgefälligen und doch «stilechten» (!) Trachten ihre Darbietungen zu zeigen, sind die schönsten und charakteristischsten Trachten aus allen Gebieten Deutschlands in sauberen, farbigen Zeichnungen zusammengestellt worden. Es handelt sich durchwegs um Arbeits- und Sonntagstrachten aus der Mitte des letzten Jahrhunderts. – Aus Erwägungen der Betreuung der Trachten und ihrer Verwendung für die sogenannten Volkskunstgruppen heraus hat das gleiche Zentralhaus für Volkskunst den Plan gefasst, die sorbischen Volkstrachten der Lausitz in monographischen Einzel-

---

[1] *Poul Andersen*, Vævning. Redegørelse og spørgsmål. In: Danske Folkemaal 17 (1955), Heft 1–2, 1–39, 30 Abb. Auch als Separatheft: Udvalg for Folkemaal's Publikationer, serie C, 10. København 1955.

[2] *H. P. Hansen*, Spind og Bind. Bindehosens, bindestuens og hosekræmmerens saga. København, Munksgaard, 1947. 239 S., 135 Abb.

[3] A Néprajzi Múzeum sokac guzsalyai. Budapest, Néprajzi Múzeum, 1950. 24 S., 21 Abb. (A Néprajzi Múzeum füzetei 10).

[4] Bălgarski narodni nosii i ševici [Les costumes et broderies nationaux bulgares[. Sofia, Nauka i izkustvo, 1950. 34 S. Text, 60 + 20 farbige Taf. Französische und englische Zusammenfassungen.

[5] *Alfred Fiedler*, Deutsche Volkstrachten. Mit farbigen Zeichnungn von *Ursula Berger*. Hrsg. vom Zentralhaus für Volkskunst. Leipzig, Friedrich Hofmeister, 1954. 80 S. mit 30 farbigen Taf.

heften darzustellen; das erste dieser Hefte liegt nun vor[1]. Im sorbischen Sprachgebiet können vier Gegenden unterschieden werden, in denen die Volkstracht als noch lebend bezeichnet werden darf. Die Tracht des Kirchspiels Schleife kann als die ursprünglichste gelten; sie hat sich im Laufe des ganzen letzten Jahrhunderts kaum geändert. Der Verfasser stellte sich die Aufgabe, den lebendigen Trachtenbestand zuverlässig zu erfassen; als Vertiefung bietet er das Material aus älteren Quellen. Die systematische Verwertung der sorbischen Trachten soll erst erfolgen, wenn alle geplanten Vorarbeitungs-Hefte publiziert sind. Behandelt werden Sonntagstracht, Kirchgangstracht, Trauertracht (blau für entfernte Verwandte, sonst weiss, früher auch die weisse Schürze), die Trachten für Hochzeit, Patinnen, Kinder, Arbeit und Männer. Dem Heft sind zahlreiche, gute und instruktive Abbildungen in schwarz-weiss und in Farben beigegeben.

In wissenschaftlicher Betrachtungsweise werden Trachtenstücke beleuchtet von Eerik Laid[2] und A. T. Lucas[3]. Am Beispiel der eigenartigen, hinten getragenen mordwinischen Lendenschürze zeigt Eerik Laid – unter Heranziehung von Trachtenstücken anderer Gegenden, hauptsächlich der Balkanvölker – dass in diesem Fall eine äusserlich und nach der bisherigen traditionellen Auffassung primitiv anmutende Form tatsächlich chronologisch als eine späte Entartung aufzufassen sein dürfte. Bei der Studie von A. T. Lucas handelt es sich um den Kapuzenmantel; er wird heute noch in einigen Distrikten des westlichen Teiles der Grafschaft Cork getragen. Er ist eines der wenigen Trachtenstücke, welche sich aus früherer Zeit zu uns herüber gerettet haben. Anhand von genauen Quellenangaben kann der Autor nachweisen, dass dieser Mantel noch im 19. Jahrhundert in beinahe ganz Irland "the standard woman's outer garment" war. Der Verfasser betrachtet seine Schrift als vorläufiges, erstes Sammlungsergebnis; er hat im Sinne, der Frage weiter nachzugehen.

In einem Artikel über den norischen Polos geht Leopold Schmidt[4] von ähnlichen Überlegungen aus, wie sie ihm auch bei seiner «Gestaltheiligkeit» wegleitend waren. So erhalten wir eine trachtentypologische Untersuchung, die deshalb von prinzipieller Bedeutung ist, weil sie von der «Sinnhaftigkeit» her den Gegenstand erhellen möchte. Auf Grund seiner enormen Stoffkenntnis gelingt es L. Schmidt, in oft kühnen Zusammenstellungen, eine überzeugende Deutung vorgeschichtlicher Gegebenheiten zu formen und von da her rezente und moderne Erscheinungen der Volkskunde in neuem Lichte zu zeigen. Wildhaber

---

[1] *Martin Nowak-Neumann* und *Paul Nedo*, Sorbische Volkstrachten. Die Tracht der Sorben um Schleife. [In sorbischer und deutscher Sprache[. Hrsg. vom Zentralhaus für Volkskunst in Leipzig. Bautzen, Domowina-Verlag, 1954. 117 S., schwarzweisse und farbige Taf. 4°.

[2] *Eerik Laid*, Über die Entstehung der mordwinischen Lendenschürze. In: Apophoreta Tartuensia (Stockholm 1949) 108–118.

[3] *A. T. Lucas*, The Hooded Cloak in Ireland in the Nineteenth Century. In: Journal of Cork Historical and Archaeological Society 56 (1951) 104–119.

[4] *Leopold Schmidt*, Der norische Polos. Zur Kopfbedeckung der Frauen von Virunum. In: Beiträge zur älteren europäischen Kulturgeschichte, Bd. II; Festschrift für Rudolf Egger (Klagenfurt 1953) 198–211.

Ausgegeben Juli 1955

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel